

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.)

1983 | 3

1983

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18316>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.): 1983 / 3, Jg. 9 (1983),
Nr. 3. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18316>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons -
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/
Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz
finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons -
Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Studienkreis Rundfunk und Geschichte Mitteilungen

9. Jahrgang Nr. 3 - Juli 1983

Nachrichten und Informationen:

Programm Vierzehnte Jahrestagung und ordentliche Mitgliederversammlung 16./17. September 1983 in München Seite 98

Schwarzes Brett: Werner Höfer 70 Jahre - Seite 100
MASH, demobilisiert - Jack Webb (1920-1982) -
Jean d'Arcy (1913-1983) - Friedrich Wilhelm
Hymmen 70 Jahre - Arthur Godfrey (1903-1983) -
"20 Jahre ZDF", eine Ausstellung auf Wanderschaft - Brückenschlag per Funk von Japan nach Europa - Projekt eines Archivs für "elektronische Kultur" - An die Redaktion der
MITTEILUNGEN

Arnulf Kutsch: Das 11. Doktoranden-Kolloquium Seite 122
(14./15. Mai 1983)

Wolfgang Horn: Gerät und Gehäuse - Seite 127
Rundfunktechnik und Design-Geschichte vom
Gemeinschaftsempfang bis zur Hifi-Anlage

Ansgar Diller: Der Volksempfänger - Seite 140
Propaganda- und Wirtschaftsfaktor

Brunhild Elfert und Winfried B. Lerg: Seite 158
Literatur und Rundfunk und Literatur und
Rundfunk und...

Bibliographie:
Zeitschriftenlese 28 (1.3. - 31.5.1983 und Seite 164
Nachträge)

Besprechungen:

Claudia Marwede-Dengg: Rundfunk und Rundfunk- Seite 168
politik in Bayern 1922-1934 (Winfried B. Lerg)

Michael Tracey: Das unerreichbare Wunschbild. Seite 170
Ein Versuch über Hugh Greene und die Neu-
gründung des Rundfunks in Nordwestdeutschland
nach 1945 (Dieter Roß)

Rupert Scholz: Rundfunkeigene Programmpresse? Seite 172
(Winfried B. Lerg)

Arthur Asa Berger: Media analysis techniques Seite 173
(Winfried B. Lerg)

Iain Sproat: Wodehouse at War (Winfried B. Lerg) Seite 175

Jens M. Frost (Hrsg.): World Radio TV Hand- Seite 177
book, 37th Edition (Reinhard Schneider)

NACHRICHTEN UND INFORMATIONEN

Programm

Vierzehnte Jahrestagung und ordentliche Mitglieder-
versammlung 16./17. September 1983
in München

Donnerstag, 15. September

20.00 Uhr

Kaminabend

Dr. Georg Feil, München:

"München - heimliche Hauptstadt der
deutschen Fernsehkriminalität?"

Leitung: Prof. Dr. Friedrich P.
Kahlenberg

Ratstrinkstube im Rathaus, Marien-
platz

RUNDFUNK IN DER NACHBARSCHAFT ZU PRESSE UND FILM

Historisches und aktuelle Bedingungen des Medientransfers

Freitag, 16. September

Vortragssaal im Institut für Rund-
funktechnik, Freimann

9.30 Uhr

Begrüßung

Prof. Dr. Wilhelm Treue

Intendant Reinhold Vöth, Bayeri-
scher Rundfunk

10.15 Uhr

Prof. Dr. Winfried B. Lerg, Münster:
"Rundfunk als Gegenstand der wissen-
schaftlichen Wahrnehmung"

11.00 Uhr

- Pause -

- 11.15 Uhr August Soppe, Hamburg:
"Rundfunk als Gegenstand der Pressekritik in der Weimarer Republik"
- 12.00 Uhr Andrea Brunnen-Wagenführ, Gauting:
"Die Rolle der Fachkorrespondenzen"
Leitung: Prof. Dr. Wilhelm Treue
- 13.00 Uhr - Gemeinsames Mittagessen -
voraussichtlich: beim Aumeister im Englischen Garten
- Freitag, 16. September Vortragssaal im Institut für Rundfunktechnik, Freimann
- 14.30 Uhr Dr. Helmut Drück, Köln:
"Die Rolle der Programmzeitschriften"
- 15.30 Uhr Podiumsdiskussion
Teilnehmer: August Soppe, Hamburg -
Andrea Brunnen-Wagenführ, Gauting -
Dr. Helmut Drück, Köln - Karl-Otto Saur, München
Leitung: Prof. Dr. Winfried B. Lerg
- Ende 16.45 Uhr -
- 17.00 Uhr Ordentliche Mitgliederversammlung
- Samstag, 17. September Vortragssaal im Institut für Rundfunktechnik, Freimann
- 9.00 Uhr Dr. Günter Rohrbach, München:
"Ökonomische Aspekte des Fernsehprogramms"
- 9.45 Uhr Klaus Brüne, Mainz:
"Die publizistische Funktion des Spielfilms im Fernsehprogramm"

10.45 Uhr

Prof. Dr. Wolfgang R. Langenbucher,
München:

"Verdrängung oder Ergänzung der
Medien untereinander"

11.30 Uhr

Podiumsdiskussion

Teilnehmer: Dr. Günter Rohrbach,
München - Klaus Brüne, Mainz -
Prof. Dr. Wolfgang R. Langenbucher,
München - Claus Kühn, Hamburg -
Elisabeth Berg, Mainz

Leitung: Prof. Dr. Rainer Kabel

Ende 12.45 Uhr

SCHWARZES BRETT -----

I.

Werner Höfer 70 Jahre

Kaum ein anderer Journalist in der Bundesrepublik hat eine derart breite publizistische Flur gezogen. Nur wenige Journalisten standen in den vergangenen dreißig Jahren wie er derart im Zentrum publizistischer Diskussionen - teils ungewollt, nicht selten indes bewußt inszeniert. Nur wenige bundesdeutsche Journalisten haben es wie er verstanden, die eigene publizistische Biographie nachgerade zu einer Legende zu stilisieren. Zweifellos, Werner Höfer ist ein bekannter, ein illustrierter Journalist, ein "Medien-Monster" 1), vielleicht inzwischen sogar ein publizistischer Mythos. Es fällt daher nicht leicht, den Blick freizubekommen auf das, was den Journalisten Höfer so interessant, möglicherweise faszinierend, mitunter aber auch irritierend und nicht selten zu hämischer Kritik provozierend macht 2). Drei Grundelemente sind es vor allem, die den spezifischen Journalismus Werner Höfers charakterisieren.

1) Michael Hamerla: Sein Weltbild nimmt er aus der Zeitung. Frühschöppner Werner Höfer wird 70 Jahre alt, in: Rheinische Post Nr. 66 vom 19.3.1983. S. 49.

2) vgl. etwa: -: Die Werner-Höfer-Schau, in: Der Spiegel Nr. 50 vom 9. Dezember 1959. S. 47-58.

Das Bild ist unterdessen fast zum Klischee erstarrt: die drei Fernsehapparate in seinem Arbeitszimmer, im Halbrund auch aufgestellt in seinem Kölner Privathaus, ja selbst in seinem Dienstwagen war ein Empfänger eingebaut. Keine im westdeutschen Empfangsgebiet ausgestrahlte Fernsehsendung hat eine Chance, ihm zu entweichen, er hat den synchronen Empfang von - wenn es sein muß - drei Programmen perfektioniert. Es mag inzwischen eine klassisch Höfer'sche Stereotype sein, wie er, das Büro verlassend, stets mit einem dicken Paken erlesenster internationaler Presse nach Hause eilte 3). Ein unverkennbares Markenzeichen von Höfers Journalismus ist sein geschickt und mit außerordentlichem Fleiß ausgebreitetes Informationsnetz, das aus den internationalen Medien gespeist wird. Offensichtlich genügen ihm diese Informationen seiner Kollegen, er ist, wie einer dieser Kollegen feststellte, "die verkörperte Gewißheit, daß die durch Medien vermittelte Information für ein Weltbild ausreicht" 4), der - wie eine seiner Kolleginnen formulierte - "Second-Hand-Informierte, der aus zweiter Hand erlebt, der Mensch, der nur in und mit den (...) Medien eigentlich lebendig ist". Und daher behauptete eben diese Journalistin auch mit einigem Recht, "Höfer konnte sich zu einem der 'bestinformierten Zeitgenossen' erklären, ohne den Dunstkreis von Rhein und Nordsee jemals, ungewollt, zu verlassen." 5) Der Journalist Höfer deckt sich damit

3) Über seine Studienzeit berichtet Höfer, daß er täglich in Köln ein Hotel aufsuchte, "das Monopol-Metropol, in dessen Café-Trakt ich als Student stundenlang die dort ausliegenden, aushängenden Zeitungen aus aller Welt verschlungen habe." Werner Höfer, Bin ich 'Imi', bin ich Kölner? Skizzen eines Überlebenslaufes, in: Köln 22. Jg. (1976), Nr. 4. S. 8-11; 11.

4) Michael Hamerla: Sein Weltbild nimmt er aus der Zeitung, a.a.O.

5) Cordula Zytur: Wer kommt nach Höfer? in: Der Journalist 27. Jg. (1977). Nr. 1. S. 12-17; 12. Die Anspielung auf den Rhein bezieht sich auf Höfers Arbeits- und Wohnort Köln, diejenige auf die Nordsee auf sein Feriendomizil auf Sylt. Vgl. auch Höfer über Höfer: "Da saß der Junge denn Abend für Abend, den Homer in der Hand, den Bügel mit dem Kopfhörer übergestülpt, mit Achill vor Troja und mit Jack Hilton in London, weit weg und nah dabei, der Phantasie überlassen, ein kleiner Herr der großen Welt, zwischen den Hexametern der Odyssee 'Andra moi ennepe, Musa...' und den Synkopen aus dem Savoy 'I wonder where my baby was tonight...'" (Werner Höfer: Mein Radio. Erinnerungen, Erfahrungen, Erwartungen, in: Der Monat 23 Jg. (1971). Nr. 270. S. 56-59; 56), oder: "Den 'Traum von der Ferne' haben mir Karl May und Sven Hedin eher befriedigt als Fahrpläne und Kursbücher. Dann kam das Radio ins Haus. Mehr Weltgefühl habe ich nie mehr erlebt: mit Tanzmusik aus dem Londoner Savoy-Hotel im Ohr und Homers Odysse auf dem Knie, mit Brechts Lindbergh-Ballade, vom Sender Breslau empfangen, um den Schlaf gebracht, weniger von dem Ozean-Flug als Pionier- und Heldentat hingerissen, als von der Verwandlung dieses Vorganges in Poesie, drahtlos übermittelt. Seitdem haben mich Reiseberichte, Reisen als imaginatives oder rekonstruktives Ereignis zwischen Atlaskarten und Druckzeilen erlebt, mehr fasziniert als das Reisen." (Werner Höfer: Unlust am Reisen, in: Die Zeit Nr. 9 vom 21.2.1975, S. 49.)

fast lupenrein mit jenem Typus, den der amerikanische Jurist und Soziologe David Riesman in seiner 1950 erstmals veröffentlichten Studie "The Lonely Crowd" als den "inside-dopester" charakterisierte, den Informationssammler, der vornehmlich darauf aus ist, zu den Gutunterrichteten zu gehören, "sich ein umfangreiches Wissen über das Tun und Denken anderer Leute in jenem bedeutenden Lebensbereich, wo die 'wirklichen Entscheidungen' fallen, anzueignen". Dieser Informationssammler, so Riesman weiter, "erweist sich in dem Sinne kompetent, wie es ihn die Schulen, die er durchlaufen hat, und die Massenkommunikationsmittel gelehrt haben" 6), eine Beobachtung, auf welche noch eingegangen wird.

Höfers publizistische Skepsis indes ist ausgeprägt genug, um Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit seiner Informationsquellen regelmäßig zu überprüfen. Hierzu bedient er sich der Informationen und Einschätzungen von 'Top-Experten', häufig wiederum derjenigen des internationalen Journalismus. Bereits 1952 hat er aus diesem publizistischen Prinzip ein Hörfunkprogramm entwickelt, welches seine andauernde Attraktivität wohl vornehmlich aus jenem, in einen Hauch von Exklusivität gehüllten Informations- und Meinungs austausch der "inside-dopesters" bezieht, das aber andererseits dem stets etwas besser informierten Höfer wegen seines bisweilen rigiden Vorgehens beim Abfragen der Informationen und Einschätzungen herbe Kritik eingebracht hat 7): der unterdessen seit mehr als dreißig Jahren sonntäglich ausgestrahlte "Internationale Frühschoppen" mit gewöhnlich sechs Journalisten aus fünf Ländern.

Die stupende Auswertung seines Informationsnetzes, seine aus akribischer Rezeption der Medien hergeleitete Kompetenz (Riesman) bedingen ein zweites Charakteristikum des Höfer'schen Journalismus: seine Fähigkeit, über "Gott und die Welt" zu räsonieren, zu schreiben, mit Vorliebe aber zu diskutieren. Weit prägnanter als in seinen inzwischen mehr als 1500 "Frühschoppen"-Sendungen tritt diese - scheinbar - geniale Beherrschung einer kunterbunten thematischen Palette in seinen anderen, keinesfalls

6) David Riesman: The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character, New Haven: Yale University Press 1950; hier zitiert nach der deutschen Ausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1982 (2. Aufl.), S. 193 f. Zur Übertragbarkeit des Typus des "inside-dopester" auf bundesrepublikanische Verhältnisse vgl.: Helmut Schelsky, Einführung, ebenda, bes. S. 14 ff.

7) Die Kritiken und Beiträge über Höfers "Internationalen Frühschoppen" sind inzwischen vermutlich kaum noch zu zählen. Als jüngeres Beispiel einer besonders herben Kritik sei genannt: Uwe Becker. Die manipulierte Gesprächsführung Werner Höfers, in: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus. Jg. 1978. Nr. 6. S. 23-25 (es handelt sich um Thesen einer Diplomarbeit an der Leipziger Sektion für Journalistik).

wenigen Plauder- und Diskussionsrunden 8) zutage, besonders jedoch in seinen zahlreichen Bucheditionen 9). Freilich haftet solcher Version des Journalismus ein gewisses Amalgam aus Information, Show und Selbstdarstellung an, und so verwundert es kaum, daß Höfer zu den Initiatoren eines Programmtyps im deutschen Fernsehen gehörte, der in nahezu idealer Weise diese Elemente in sich vereinigt: die Talk-Show 10).

Wenn Höfer als "Medien-Monster" bezeichnet wurde, so war damit auch gemeint, daß er seit Jahrzehnten mit eigenen Beiträgen in den Rundfunk- und Printmedien präsent ist. Die Virtuosität, mit welcher er diese Medienpräsenz beherrscht, mit welcher er in Hörfunk und Fernsehen auftritt, in Zeitungen und Zeitschriften schreibt oder seine Bücher produziert, ist schließlich das dritte Merkmal seines Journalismus. Allerdings sollte man sich ob solcher Rede- und Fingerfertigkeit nicht blenden lassen: diese Virtuosität profitiert vornehmlich von der - indes vorzüglich beherrschten - Adaptation oder schlichten Übernahme eines recht schmalen Vorrates genuiner publizistischer Formen von einem

8) Vgl. etwa: -: "...weil Zürich mehr Liebe braucht", in: Die Weltwoche Nr. 14 vom 5.4.1978. S. 45-47; -: Fußball - Sport und Show. ebenda. Nr. 19 vom 10.5.1978. S. 49-51; -: Von Touristen ... Politikern ... und Polit-Touristen. ebenda. Nr. 23 vom 7.6.1978. S. 43-45; (es handelte sich in allen drei Fällen um eine 'Weltwoche-Soiree', die jeweils im Züricher Bernhard-Theater stattfand, von der 'Europawelle Saar' live ausgestrahlt und von Höfer moderiert wurde).

9) Vgl. etwa Höfers Editionen im R.S. Schulz Verlag. Percha: Starparade - Sternstunden (1973); Deutsche Nobel Galerie (1974); Knast oder Galgen? (1975); Was ist Theologie? (1979); Was ist Demokratie? (1980); Blockfrei - Wer, wie, wo? (1980); Was sind Medien? (1981).

10) Erinnerung sei daran, daß Höfer nicht nur zu den Initiatoren der ersten bundesdeutschen 'Talk-Show' "Je später der Abend ..." (erstmalig seit 18.3.1973 im Westdeutschen Fernsehen und erstmalig seit 31.12.1973 im Deutschen Fernsehen gesendet) gehörte, sondern im Deutschen Fernsehen auch eine 'eigene' Talk-Show hatte, die von Ende September 1977 bis Ende November 1978 in sechs Folgen unter dem Titel "Auf den ersten Blick" ausgestrahlt wurde.

Medium in das andere und umgekehrt 11), ein Arbeitsprinzip, über das Höfer 1974 feststellte: "Es gibt im Grunde nichts auf der Welt, jedenfalls nicht in der Welt der Medien, was eine Geheimwissenschaft ist und was nicht lehrbar oder lernbar wäre. Denn die Gesetze und die Rezepte, besser gesagt, sind im Grunde austauschbar. Sie sind nur veränderbar bezüglich des jeweiligen Aggregatzustandes des Mediums. Was im Radio interessant war, ist es mit anderen Mitteln auch im Fernsehen - und umgekehrt. Das können Sie auf die Presse und auf alles andere noch ausdehnen." 12) Angesichts solcher Arbeitsprinzipien fällt es schwer, Höfers Journalismus einem bestimmten Medium zuzuordnen. Aber vermutlich ist es gerade diese Schwierigkeit, seinen mit einer feinen narzisstischen Ader durchzogenen Journalismus 13) einzuordnen, die Höfer besonders schätzt. Seine wechselvolle Berufsbiographie jedenfalls legt nahe, daß Höfer stets auf ein hohes Maß an Individualismus und Unverwechselbarkeit bedacht war.

11) Als Adaptationen seien erwähnt: die Regionalsendung des Westdeutschen Fernsehens "Hier und Heute" (orientiert an der WDR-Hörfunksendung "Zwischen Rhein und Weser"); beide Programme wurden maßgeblich von Höfer mitentwickelt, vgl.: Werner Höfer: Hier und Heute. Über Möglichkeiten und Schwierigkeiten aktueller Berichterstattung in bewegten Bildern, in: WDR (Hrsg.), Jahrbuch 1958-1959. o.O.o.J. (1959). S. 115-118, oder: die fiktive Talk-Show in: Werner Höfer (Hrsg.). Je ferner die Zeiten ... Weltgestalten in Streitgesprächen. München et al.: C. Bertelsmann Verlag 1974 (als "Talk-Show der Weltgeschichte. Zehn führende Publizisten der Gegenwart interviewen zwanzig berühmte Personen der Weltgeschichte", 1974 auch im Münchner Heyne Verlag erschienen). Als schlichte Übernahmen von einem Medium in das andere seien neben dem "Internationalen Frühschoppen" (Hörfunksendung, vom Fernsehen übertragen: vgl.: Werner Höfer. Der amphibische Frühschoppen. Ein Koexistenz-Versuch von Rundfunk und Fernsehen, in: Rundfunk und Fernsehen 4. Jg. (1956), Nr. 2. S. 158-161) u.a. folgende Bucheditionen von Höfer erwähnt, die vornehmlich aus Transkriptionen von Hörfunk- oder Fernsehsendungen bestehen: Sichtvermerke. Fernsehen in Ansprachen und Gesprächen. Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins 1968; Der Internationale Frühschoppen. Die Ereignisse des Jahres (Oktober 1968 bis Oktober 1969). Zur Diskussion gestellt von Werner Höfer. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1969; Blick ins nächste Jahrtausend. Prognosen für die audiovisuelle Zukunft des Menschen. Düsseldorf und Wien: Econ Verlag 1970; Fernsehen im Glashaus. Zur Kommunikation zwischen Programm und Publikum. Düsseldorf und Wien: Econ Verlag 1972.

12) Werner Höfer (befragt von Eva-Maria Freiburg und Wolf Bierbach): Wenn ich mich erinnere, in: Walter Först (Hrsg.). Aus Köln in die Welt. Beiträge zur Rundfunkgeschichte. Köln und Berlin: Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1974. S. 105-141; 122.

13) Sehr hübsch etwa in: Ben Witter. Ich möchte mit mir verheiratet sein. Werner Höfer ist stolz darauf, daß alle seine Träume in Erfüllung gingen, in: Die Zeit Nr. 52 vom 18.12. 1981. S. 62 (= Spaziergänge mit Prominenten).

Am 21. März 1913 in Kaisersesch (Kreis Cochem) geboren, begann Höfer nach dem Abitur im Gymnasium des Eifelstädtchens Mayen 1932 ein Studium der Germanistik, Geschichte, Theaterwissenschaft und Zeitungswissenschaft an der Universität Köln. Da er bereits in der Schule wußte, daß er Journalist werden wollte 14), interessierte ihn das Studium offenbar nicht sonderlich, denn neben Vorlesungen und Übungen absolvierte er im Kölner Presse-Haus, dem Sitz des Verlages DuMont-Schauberg mit seinen Periodika 'Kölnische Zeitung', 'Kölnischer Stadtanzeiger' und 'Kölnische Illustrierte Zeitung', ein Volontariat. Seine erste Anstellung als Redakteur fand Höfer 1935 ebenfalls in Köln bei Erich Vaternahms 'Der Neue Tag', wo er vier Jahre arbeitete, um dann 1939, nach höheren journalistischen Lorbeeren strebend, an den Deutschen Verlag, der Nachfolge-Institution des Ullstein-Verlages, in Berlin zu wechseln. Allerdings währte diese - relativ - ungebundene publizistische Tätigkeit u.a. für 'B.Z. am Mittag' und die Zeitschrift 'Koralle' nur wenige Monate. 1941 wurde der "in der Wolle gefärbte Feuilletonist" (Höfer über Höfer) in der 'Organisation Todt' dienstverpflichtet, wo er nicht - wie bisweilen behauptet wurde - als Kriegsberichterstatter arbeitete, sondern "Artikel ausschnitt" 15), eine Art Pressereferenten-Tätigkeit versah. Noch in den letzten Kriegsmonaten zum Militärdienst als Grenadier eingezogen, geriet Höfer 1945 in amerikanische Gefangenschaft, aus welcher er 1946 wieder in das zerstörte Köln zurückkehrte.

Erste Möglichkeiten, seinen erlernten Beruf im Nachkriegsdeutschland wieder auszuüben, fand Höfer als Kulturkorrespondent bei dem in Koblenz erscheinenden 'Rheinischen Merkur', wenige Monate später, bereits 1947, auch als freier Mitarbeiter der Hamburger Wochenzeitung 'Die Zeit'. In diese Wochen fielen zudem Höfers erste Berührungspunkte mit dem Hörfunk, keineswegs beim NWDR, sondern beim französisch-kontrollierten Südwestfunk (Baden-Baden), in dessen 'Radio Koblenz' er den Prototyp seines später erfolgreichsten Programms entwickelte: die Sendung "Gespräche über den Schlagbaum", eine Diskussionsrunde mit Journalisten der vier Besatzungszonen Deutschlands. Die Geschichte, wie Höfer 1947 von Hanns Hartmann und Hugh Carleton Green nach Köln an den NWDR geholt wurde, soll hier nicht noch einmal wiederholt werden; sie ist inzwischen zur Legende geronnen 16). Festzuhalten bleibt, daß Höfer vom Spätsommer 1947 an als freier Mitarbeiter in der 'Aktuellen Abteilung' und später als deren Leiter maßgeblich am Aufbau des Kölner Hörfunkprogramms mitgewirkt hat. Er war verantwortlich für das Regionalprogramm "Aus unserem westdeutschen Tagebuch" (erste Sendung am 3. November 1947; seit 1. Mai 1955 heißt das heute noch laufende Programm "Zwischen Rhein und Weser") und den Kölner Anteil an der NWDR-Sendung "Echo des Tages"; er hat zudem verschiedene, zeitgenössisch ausgesprochen populäre Programme entwickelt, von welchen hier nur erwähnt seien "Frauenfragen - Männersorgen" (vierzehntägig, mit Lore Lorentz vom Düsseldorfer 'Kom(m)ödchen)',

14) Vgl.: Werner Höfer: Bin ich 'Imi', bin ich Kölner? a.a.O., S. 9.

15) Ben Witter: Ich möchte mit mir verheiratet sein. a.a.O.

16) Ausführlich nachzulesen bei: Werner Höfer: Wenn ich mich erinnere. a.a.O. S. 106 ff.

"Wie finden Sie das?" (mit dem Schlagerproduzenten und - von 1948 bis 1950 - Leiter der Abteilung 'Musikalische Unterhaltung' des NWDR-Köln, Kurt Feltz, der u.a. die Sendungen "Der blaue Montag" und "Herr Sanders öffnet seinen Schallplattenschrank" kreierte) und natürlich der "Internationale Frühschoppen", der am 6. Januar 1952 erstmals im Hörfunk über UKW aus Bonn und am 30. August 1953 erstmals im Fernsehen von den Düsseldorfer Rheinterassen übertragen wurde.

1956 erhielt Höfer den hausinternen Auftrag, für den unterdessen selbständigen, hinsichtlich des Fernsehprogramms jedoch mit dem NDR im Nord- und Westdeutschen Rundfunkverband kooperierenden WDR ein Fernseh-Regionalprogramm aufzubauen. Die Austrahlung dieses zunächst noch von der 'Aktuellen Abteilung' des Hörfunks betreuten Programms begann trotz der fernsehtechnisch eher bescheidenen Ausrüstung des WDR bereits am 1. Dezember 1957 unter dem Titel "Hier und Heute". Höfers beachtliche Karriere innerhalb des sich in diesen Jahren rapide zu einer Medien-Großorganisation entwickelnden WDR 17) schien 1961 ein vorzeitiges Ende zu finden, als er nach der gescheiterten Wiederwahl seines Förderers und Gönners Hanns Hartmann zum 31. März 1961 auf eigenen Wunsch aus diesem Sender ausschied. Da er indes bereits drei Jahre später wieder zum WDR zurückkehrte, erscheinen seine zwischenzeitlichen Tätigkeiten kaum mehr als ein journalistisches Verlegenheits-Intermezzo, was sie vermutlich de facto auch waren.

Schon eine Woche nach seinem WDR-Rücktritt, am 7. April 1961, gründete Höfer, der unterdessen gelernt hatte, wie man Fernsehen macht, gemeinsam mit Kurt Feltz die 'Münz-Fernseh-GemH', ein am amerikanischen 'Pay-TV' orientiertes Unternehmen, das jedoch kurze Zeit später scheiterte, da das Land Nordrhein-Westfalen die für die Ausstrahlung von Sendungen erforderliche Lizenz verweigerte. Höfer zog sich daraufhin vom Fernsehen in den schreibenden Journalismus zurück, dem er während seiner WDR-Jahre - obgleich mit einigen Unterbrechungen - treu geblieben war, etwa als wöchentlicher Kolumnist mit der Rubrik "Ansichtssachen" bei der Programmzeitschrift 'Radio-Revue' (Berlin) oder - ab 1960 - bei dem Programmblatt 'Bildschirm' (Stuttgart-Hamburg). Man darf annehmen, daß ihm die Aufgabe als Chefredakteur (Bild) der 'Neuen Illustrierten' (Köln), die er seit 1961 versah, nicht sonderlich schwer fiel, ihn aber nach seinem großen publizistischen Freiraum unter dem WDR-Intendanten Hartmann kaum ausfüllte. Immerhin mögen solche Rückbesinnungen mitgespielt haben, als er 1963 dem Blatt, das über Nacht an einen anderen Verleger verkauft worden war, kurzerhand den Rücken kehrte, um wieder als freier Journalist sein Brot zu verdienen: als Mitarbeiter der 'Zeit', gelegentlich auch des 'Stern' (Hamburg).

Im Alter von 51 Jahren, 1964, erhielt Höfer erneut einen Fernseh-Pionier-Auftrag, bei welchem er sein professionelles Können,

17) Erwähnt sei die unter Beteiligung des WDR am 10.7.1959 erfolgte Gründung der 'Bavaria-Atelier GmbH' und der Werbetochter des WDR, der 'Westdeutschen Werbefernsehen GmbH', die am 1.4.1959 ihre Sendungen begann.

seine journalistische Flexibilität unter Beweis stellen konnte. Für den WDR sollte er ein Drittes Fernsehprogramm aufbauen und als Programmdirektor leiten. Das Pilotprogramm des, wie er es nannte, 'Westdeutschen Fernsehen' (WDR) begann schon am 17. Dezember 1965 mit seinen Sendungen nach einem Konzept Höfers, deren Kernthesen lauteten: "Angestrebt wird eine Ergänzung des Programmangebotes des Ersten und des Zweiten Deutschen Fernsehens in Substanz, Form und Verteilung auf Tag und Stunde. Das III. Programm will sich an bildungsbereite Minderheiten wenden, deren Ansprüche durch die bisherigen Programmangebote nicht befriedigend erfüllt werden. Es wird bildende, informierende und unterhaltende Sendungen bieten." 18)

Knapp sieben Jahre später erreichte - von ihm systematisch vorbereitet - seine Karriere ihren Zenit. Nach dem Ausscheiden von Peter Scholl-Latour, dem Direktor des I. Fernsehprogramms des WDR, wurden 1972 beide Fernsehprogramme (I und III) des Kölner Senders zusammengefaßt und der alleinigen Leitung Höfers unterstellt. Er war damit für ein kleines Fernseh-Imperium verantwortlich, dessen spartanisch wirkende Untergliederung in nur sieben Organisationsbereiche 19) nicht darüber hinwegzutäuschen vermochte, daß er für immerhin 25 Prozent des ARD-Fernsehprogramms zuständig, mithin im deutschen Fernsehen einer der einflußreichsten Männer war. Wie weit dieser Einfluß sich im Programm des Deutschen Fernsehens tatsächlich niederschlug, kann hier nur schlaglichtartig an Hand einiger Sendungen festgehalten werden, die auf Höfers Anregung zunächst im WDF erprobt und dann von ihm im Abendprogramm der ARD durchgesetzt wurden: die erste bundesdeutsche Talk-Show "Je später der Abend ...", "Glashaus", "Ein Herz und eine Seele" und schließlich die "Tages-themen" (zunächst als "Tagesmagazin", dann als "Tagesthema" im WDF-Programm).

Der Gipfel des Erfolges blieb Höfer, der von sich behauptete, im Leben immer Glück gehabt zu haben, indes versagt. Als er sich 1975 um das Intendantenamt des WDR bewarb, unterlag er seinem Mitbewerber Friedrich Wilhelm von Sell - ob tatsächlich nur wegen seines Alters, wie vielfach lanciert wurde, mag dahin stehen. Jedenfalls schwang eine gehörige - und verständliche - Portion Resignation mit, als Höfer Monate vor dem Erreichen seiner Pensionsgrenze zum 31. Juli 1977 abermals auf eigenen Wunsch den WDR verließ 20). Er versuchte sich noch einmal in jenem Medium, in welchem seine journalistische Laufbahn begann, und arbeitete seit 1. August 1977 als diplomatischer Korres-

18) Hans Joachim Lange: Das erste Jahrzehnt. WDR-Fernsehen 1960-70, in: Walter Först (Hrsg.). Aus Köln in die Welt. a.a.O. S. 477-510; 507.

19) (1) Programmplanung und Sendeleitung; (2) Programmwirtschaft; (3) Programmbereich Politik; (4) Programmbereich Spiel und Unterhaltung; (5) Programmbereich Wissenschaft und Erziehung; (6) Programmbereich Kultur; (7) Außenstudios.

20) Vgl. etwa: Hans C. Blumenberg: "Ach, ich bin des Treibens müde". Warum Werner Höfer seinen Sessel als WDR-Programmdirektor vorzeitig verläßt, in: Die Zeit Nr. 51 vom 10.12.1976, S. 2; Fr. Graf zu Westphalen, Werner Höfer: "Warum ich gehe." Interview mit dem scheidenden Fernseh-Programmdirektor des WDR, in: Rheinischer Merkur Nr. 7 vom 18.2.1977, S. 13.

pondent des 'Stern'. Doch dieser Wechsel von einem in das andere Medium geriet ihm offenbar nicht mehr so leicht, wie er das nur wenige Jahre zuvor noch formuliert hatte. Bereits Ende März 1978 verließ er wieder den Stern. Auch seine im April 1978 begonnene Tätigkeit als Kolumnist der schweizerischen "Weltwoche" (Zürich) (Rubrik "Reflexe") war nicht von großer Dauer.

Zweifellos, Werner Höfer hat in entscheidenden Jahren das Hörfunk- und Fernsehprogramm des Westdeutschen Rundfunks mitgeprägt. Um so bedauerlicher erscheint, daß diese Leistung immer mehr zu verblässen droht, je länger seine Sendung, die sich bis heute ununterbrochen wie ein roter Faden durch seine journalistische Biographie zieht, je länger dieser Dinosaurier des bundesdeutschen Rundfunks, der "Internationale Frühschoppen", jeden Sonntag aufs neue gesendet und je stärker sein Urheber und unverbrüchlicher Leiter, Werner Höfer, einzig mit diesem Programm identifiziert wird.

Arnulf Kutsch

II.

M*A*S*H - demobilisiert

Am Montag, dem 28. Februar 1983 lief von 20.30 bis 23.00 Uhr us-amerikanischer Ostküstenzeit die überlange Schlußepisode der CBS-Fernsehspielreihe M*A*S*H. 125 Millionen Zuschauer oder 77 Prozent des Montagabendpublikums hatten ihr Gerät eingeschaltet. Das war die bisher höchste Sehbeteiligung in der Geschichte des amerikanischen Fernsehens. Nun hat die 20th Century Fox nach 251 Fortsetzungen für 104 Programmstunden die Produktion in ihrem 11. Lebensjahr eingestellt. Das 4077. Heeresfeldlazarett (Mobile Army Surgical Hospital - MASH) wurde demobilisiert und kehrte aus Korea zurück +). Die Serie hat 14 Emmys bekommen, und ihre Einschaltquoten zog sie vom 46. auf den 3. Platz, - nach dem aktuellen Magazin "60 Minutes" und - zuletzt - "Dallas". Der Preis eines 30-Sekunden-Spot stieg von anfangs 30.000 Dollar auf zuletzt 200.000 Dollar. Eine halbe Minute Werbung in der Schlußepisode kostete sogar 450.000 Dollar und erreichte damit den höchsten Preis, der in der Geschichte der amerikanischen Fernsehwerbung für den 30-Sekunden-Spot je gezahlt worden ist; 14 Millionen Dollar verdiente CBS am letzten M*A*S*H-Abend daran. Mit dem Verkauf der Nachspielrechte an andere Fernsehgesellschaften verdiente die Fox bis jetzt schon mehr als 200 Millionen Dollar; und die Serie wird auf viele Jahre noch irgendwo über die Bildschirme flimmern. Gegenwärtig wiederholen schon 190 Fernsehgesellschaften M*A*S*H in ihren Programmen. Doch die Autoren und Produzenten können das bewährte Rezept ihrer MASH-Frauen und -Männer nicht so einfach vergessen. Die Logik der Serie liegt nun einmal in der Fortsetzung.

+) Vgl. MITTEILUNGEN 8. Jg., Nr. 4/Okttober 1982, S. 201 f.

Und weil, wie amerikanische Kriegsveteranen gern singen, alte Soldaten niemals sterben, wollen Fox und CBS ihre MASH-Veteranen vom Herbst 1983 an weiterleben lassen in einer Fernsehspielreihe mit dem Titel "After M*A*S*H". Schauplatz der neuen Serie: ein Invalidenkrankenhaus in den Vereinigten Staaten.

WBL

III.

Jack Webb (1920 - 1982)

"Ladies and gentlemen, the story you are about to see is true, only the names have been changed to protect the innocent."

"My name's Friday - I'm a cop."

"It was 3:55 ... We were working the day watch out of homicide."

"All we want are the facts, m'am!"

Die Programmgeschichte des deutschen Nachkriegsrundfunks wird schwerlich für Überraschungen gut sein, sollte es einmal darum gehen, die stoff- und formengeschichtlichen Einflüsse auf eine Programmattung zu entdecken, die kurz und genau "Krimi" genannt wird. Wie schon für die literarische und die kinematographische Gattung, so liegt die Herkunft der Vorbilder für Hörfunk- und Fernsehspiele aus dem Detektiv- und Polizeigenre auf der Hand: sie kommen fast ausnahmslos aus England und aus den Vereinigten Staaten; und bis heute erscheinen auch die Originalprodukte des britischen und des amerikanischen Fernsehens, meist in Serie, auf unseren Bildschirmen, - trotz aufwendiger Bemühungen um den "deutschen" Fernsehkrimi auf beiden Kanälen.

Jürgen Rolands "Stahlnetz" und - bei genauerem Hinsehen - selbst noch Eduard Zimmermanns "AktENZEICHEN XY ... ungelöst" waren und sind unmittelbare Nachfahren der Polizeikrimi-Reihe "Dragnet" (eigentlich: "Schleppnetz"), einer der erfolgreichsten Hörfunk- und Fernsehreihen des amerikanischen Rundfunks. Ihr Erfinder war Jack Webb, geb. am 2. April 1920 in Santa Monica/California. Bei einer örtlichen Rundfunkgesellschaft der ABC in San Francisco tauchte er 1945 als Sprecher auf und erhielt bald auch Hauptrollen in Krimiserien der ABC und kleine Nebenrollen in Kinospielefilmen. Ein Polizeibeamter aus Los Angeles, der in Hollywood als Berater tätig war, schlug Webb eines Tages vor, eine halbdokumentarische Krimiserie herauszubringen und dazu Polizeiprotokolle als Quelle zu verwenden. Im Juni 1949 lief die erste Episode von "Dragnet" im NBC-Hörfunk. Jack Webb war Produzent, Regisseur und Hauptdarsteller (Sgt. Joe Friday) in einer Person. Schon drei Jahre später ging er mit seinem Kommissar vom Polizeipräsidium Los Angeles zum NBC-Fernsehen. Der Pilotfilm wurde am 16. Dezember 1951 ausgestrahlt; die Reihe begann am 23. Januar 1952 und lief als Halbstundenprogramm zuerst donnerstagsabends bis 1958, dann dienstagsabends und schließlich bis September 1959 am

Sonntagabend. Die Serie bekam drei Emmy-Preise (1952, 1953 und 1954), und Warner Bros. produzierte 1954 auch einen Kinofilm "Dragnet", mit dem Webb sein Debut als Hollywood-Regisseur gab. Im Jahr darauf erschien ein weiterer Kinofilm, der auf einer Webb-Hörfunk- und Fernsehreihe basierte, der "Pete Kelly's Blues". Die Verwertungsgesellschaft MCA erwarb für die 278 Episoden der "Dragnet"-Fernsehserie die Nachspielrechte für 5 Millionen Dollar. Mit diesem Geld gründete Webb seine eigene Produktionsgesellschaft Mark VII Productions, Ltd., mit der u.a. die folgenden Reihen hergestellt wurden: "Adam-12", "Emergency", "The D.A." (= District Attorney, Bezirksrichter), "O'Hara, U.S. Treasury", "Hec Ramsey", "Chase", "The Rangers", "Mobile One". Als Erzähler moderierte Webb jahrelang die Reihe "True". 1965 schloß er einen Kooperationsvertrag mit der Universal-Film- und Fernsehgesellschaft und brachte 1967 eine neue Folge der "Dragnet"-Reihe heraus, die sich diesesmal bis 1970 halten konnte. 1974 wechselten Webb und seine Mark VII den Partner und gingen zur 20th Century-Fox; hier drehte er vor allem die Serie "Project UFO" fürs NBC-Fernsehen. Von den neueren kritischen oder hart-komödiantischen Polizeikrimis hielt Webb nicht viel. Er plante eine neue, ordnungsbewußte Reihe unter dem Titel "The Department". Am 22. Dezember 1982 starb Jack Webb in Los Angeles. Auf dem Dach des Polizeipräsidiums von Los Angeles wehte die Flagge auf Halbmast.

Winfried B. Lerg

IV.

Jean d'Arcy (1913 - 1983)

Der Lizentiat der Jurisprudenz und Kavallerieoffizier, aktiv seit 1933, Jean Baron d'Arcy (geb. am 10.6.1913 in Versailles) war nach der Befreiung für eine Karriere als hoher Staatsbeamter vorzüglich geeignet. 1944 trat er in das Ministerium für Kriegsgefangene, Verschleppte und Flüchtlinge ein, wechselte nach einem Jahr als Ministerialdirektor ins Heeresministerium, kam 1947 in der gleichen Funktion ins Ministerium für Jugend, Kunst und Literatur und endlich 1948 ins Informationsministerium. Hier war er besonders für Fragen der Rundfunktechnik zuständig. In seine Zeit fiel der Ausbau des Hörfunksendernetzes der staatlichen "Radiodiffusion et Télévision Française - RTF" sowie 1949 die Eröffnung des zweiten regelmäßigen Fernsehdienstes mit der Bildnorm von 819 Zeilen, neben dem 441-Zeilen-Dienst, der seit 1947 regelmäßig lief. 1952 schickte ihn der Informationsminister als Programmdirektor Fernsehen in die RTF. Er erweiterte das Wochenprogramm von zuvor 20 Stunden (1950) auf 34 Stunden (1953), und trotz der geringen Mittel vermochte er das französische Fernsehprogramm aus der Improvisation langsam herauszuführen. Im Jahre 1954 war der Baron maßgeblich an der Organisation der "Eurovision" beteiligt. Als er 1959 die Fernsehdirektion verließ und die Abteilung für internationale Beziehungen als RTF-Auslandsdirektor übernahm, sendete das französische Fernsehen rund 50 Stunden in der Woche. Seine internationalen Erfahrungen auf dem Gebiet der Rundfunkpolitik führten d'Arcy

schließlich nach New York. Zehn Jahre, von 1961 bis 1971, leitete er das Büro für audiovisuelle Medien der Vereinten Nationen. Zurückgekehrt gründete er eine der ersten französischen Kabelfernsehgeseilschaften, die "Société d'Etudes Multivision", die er bis 1973 leitete. Anschließend beteiligte er sich an zwei Video-Unternehmen. 1981 berief ihn der Ministerpräsident in die Commission de réflexion et d'orientation sur l'audiovisuel, die Moinot-Kommission. Am 19. Januar 1983 erlag der französische Fernsehpiionier in Paris einem Herzinfarkt. Seit 1980 war er übrigens Präsident einer Kommission für Fernsehgeschichte des französischen Rundfunks.

Winfried B. Lerg

V.

Friedrich Wilhelm Hymmen 70 Jahre

Die Medienfachpresse ist nicht gerade reich an Vorbildern. Zu den wenigen, die es gibt und die einen engagierten Medienjournalismus vertreten, gehört Friedrich Wilhelm Hymmen, der am 8. Juni 1983 70 Jahre alt wurde. Seine Arbeit hat die bundesdeutsche Rundfunkkritik entscheidend mitgeprägt. Sein klares und eindeutiges Eintreten für den Rundfunk, seine Art des sachlichen, Zusammenhänge aufdeckenden, Schwachstellen im Rundfunk aufspürenden Berichtens und Kritisierens können auch heute noch, vielleicht sogar in dieser Zeit medienpolitischer Veränderungen und Verhärtungen stärker als früher, Vorbild sein.

Hymmen, der nach Germanistikstudium und redaktioneller Ausbildung zunächst mit Novellen, Theaterstücken und während des Krieges mit einem Band "Briefe an eine Trauernde" hervorgetreten war, kommt nach dem Kriege durch seine Kriegsbeschädigung (er ist zeitweise blind) mit dem Rundfunk in Berührung. Als freier Mitarbeiter beim evangelischen "Sonntagsblatt" und beim NWDR Köln seit 1948 tätig, gründet er ein Jahr später im Auftrag des Bundes der Kriegsblinden die Zeitschrift "Der Kriegsblinde" und gibt auch andere Schriften dieser Vereinigung heraus. 1951 initiiert er den "Hörspielpreis der Kriegsblinden", den auch heute noch wichtigsten bundesdeutschen Hörspielpreis. Die Bedeutung, die dieser Preis gewonnen hat, ist zu großen Teilen sein Verdienst; als Vorsitzender der Jury hat er immer die sachliche und gerechte Bewertung in den Vordergrund gestellt, jede einseitige Festlegung und Verengung abgewehrt.

Schon 1949 wird er, der als Sohn eines Oberkonsistorialrats und Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates aus erklärt protestantischem Hause stammt, Mitarbeiter bei dem gerade erst gegründeten evangelischen Pressedienst "Kirche und Rundfunk" in Bethel bei Bielefeld. Heinz Schwitzke, der spätere Hörspielchef des NWDR und NDR, ist zu dieser Zeit noch verantwortlicher Redakteur. Neun Jahre später, 1958, nachdem Gerhard Prager als inzwischen verantwortlicher Redakteur der Fachkorrespondenz wieder zur praktischen Rundfunkarbeit beim Süddeutschen Rundfunk zurückgekehrt war, übernimmt F.W. Hymmen dann diesen Posten.

Er vor allem machte in den zwanzig Jahren, in denen im Impressum von "Kirche und Rundfunk" sein Name stand, die Korrespondenz zu der in den Rundfunkanstalten wohl am meisten beachteten. Und anders als das fünf Jahre nach "Kirche und Rundfunk" gegründete katholische Schwesterunternehmen "Funkkorrespondenz" war hier, nicht zuletzt durch seine Arbeit, immer die Kontinuität eines kritischen Medienjournalismus gesichert. Doch was Hymmen auszeichnet, ist nicht so sehr die Kontinuität der Arbeit, die gibt es anderswo auch. Es ist die Hartnäckigkeit, mit der er sich für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk einsetzt. Wieder und wieder mahnt er auch die Rundfunkanstalten selbst, die Möglichkeiten des öffentlich-rechtlichen Prinzips nicht leichtfertig wegzuschicken, sondern sie auszuschöpfen, sie in praktische Rundfunkarbeit umzusetzen, und fordert "eigene Initiative, Spürsinn, Verantwortungsfreude und - Kontakt mit der Welt außerhalb des Funkhauses" (so schon 1955 in einem Beitrag in "Kirche und Rundfunk").

Immer wieder spürt er der in den Anstalten betriebenen Verschleierung von Mißständen nach. Seine Fähigkeit, sich durch Statistiken zu wühlen und auf Verborgenes zu stoßen, wird von vielen gerühmt. Wenn es um das Sichtbarmachen von Wahrheiten geht, weicht er auch einem Streit nicht aus. Deutlich wird dies immer dann, wenn sich auf einen kritischen Bericht aus seiner Feder die Betroffenen zur Erwidern melden; oft drückt sich in einer solchen Erwidern schon ein erstes Beheben der kritisierten Mißstände aus, zeigt sich in ihnen die Wirkung, die von Hymmens Beiträgen ausgeht. Die Medienjournalisten, so hatte es Norbert Schneider, damals noch Direktor des Evangelischen Gemeinschaftswerks und heute Programmdirektor des SFB, zu Hymmens 65. Geburtstag formuliert, sitzen, "weil sie für Journalisten schreiben, in einem mundgeblasenen Glashauss". Die Empfindlichkeit sei hier stärker als anderswo. Hymmen hat sich dadurch nicht in seinem Standpunkt anfechten lassen, sondern hat die Arbeit der begleitenden Kritik mit viel Engagement und Souveränität auf sich genommen. Nicht zuletzt wohl auch, weil er die Resonanz bei den Betroffenen und Angesprochenen gesehen hat.

Frühzeitig setzt er sich auch mit den neuen Medientechnologien und den hinter ihnen stehenden Verwertungsinteressen auseinander. Sein 1975 erschienenes Buch "Das Kabel - Fakten und Illusionen" analysiert die Argumentationen und Hintergründe der Kabellobbyisten, spielt Produktionskalkulationen durch, entwickelt Gegenargumente und wurde schnell zu einem in mehreren Auflagen vergriffenen Standardwerk für die Kabeldebatte. Noch heute, da durch den Gang der Entwicklung manche Details überholt sind, besticht es durch seine skeptische Nüchternheit, mit der es die schon damals komplexe Materie durchleuchtet.

Die Medien für die Öffentlichkeit transparent zu machen, das ist wohl Hymmens wichtigstes Ziel. Dafür setzt er sich als Autor auch noch 1978 ein, als er seine Aufgabe als verantwortlicher Redakteur von "Kirche und Rundfunk" an Hendrik Schmidt weitergegeben hat. Zukunft und Vergangenheit als Teil der Gegenwart zu begreifen, das ist sein Anliegen. So wie er sich immer wieder mit den neuesten medientechnologischen Entwicklungen auseinandersetzt, wie er die Zusammenarbeit der öffentlich-recht-

lichen Anstalten mit den kommerziell arbeitenden Verlegern in Ludwigshafen/Mannheim als einen Schritt in eine medienpolitisch falsche Richtung anprangert, so fordert er andererseits auch immer wieder auf, aus der Rundfunkgeschichte zu lernen. 1977 fragte er, warum Medienpolitik von der Rundfunkgeschichte so wenig Gebrauch macht (in "Kirche und Rundfunk"), wirft ihr Gedächtnislosigkeit vor.

Medienkritik ist für ihn immer, diese Einheit von Vergangenheit und Gegenwart herzustellen, um so für die Zukunft ausgerüstet zu sein. Seit nun bald schon zwölf Jahren verfaßt er regelmäßig für "Medium" monatlich die Seite "Medienlexikon" und bereitet hier Geschichte und Gegenwart von Anstalten, Institutionen, Programmsparten und neuen technologischen Entwicklungen für den aktuellen Gebrauch auf.

Mit seiner heute größeren Distanz zur Tagesaktualität kann Hymmen inzwischen auch Themen nachgehen, die ihn schon seit längerem beschäftigen. Vor allem der Hörspielgeschichte hat er sich in der letzten Zeit gewidmet, hat z.B. nachgewiesen, daß Döblins Hörspiel "Berlin Alexanderplatz" zu Beginn der dreißiger Jahre zwar produziert, aber nicht gesendet wurde. Der Rundfunk als Träger von Kultur, als Kulturgut selbst, ist ein Thema, dem Hymmen sich schon seit Jahren verpflichtet fühlt. Norbert Schneider hat schon vor fünf Jahren die Hoffnung ausgedrückt, daß Hymmen die Zeit finde, sich damit zu beschäftigen. Doch immer wieder ist auch seine Analyse aktueller medienpolitischer Veränderungen und Entwicklungen gefragt, so daß er dazu bislang noch wenig Zeit gefunden hat. Dabei wäre nicht nur für die Rundfunkgeschichte, sondern auch für die Gegenwart eine neue Diskussion über Kultur und Rundfunk längst notwendig.

Einen "Grandseigneur unter denen, die das Geschäft der Medienkritik besorgen", so hat der inzwischen verstorbene Gerhard Prager Friedrich Wilhelm Hymmen vor zehn Jahren genannt. Sein Urteil gilt auch heute noch unverändert.

Knut Hickethier

VI.

Arthur Godfrey (1903-1983)

Popularität und Publizität hängen zusammen. Unterhaltung wird erst durch Schau zum Geschäft. Wenn nun ein Rundfunkmann nicht nur rote Haare hatte, sondern über ein halbes Jahrhundert einem Millionenpublikum auf fast allen Wellen und Kanälen zu Ohren und zu Gesicht kam, dann bedurfte es keiner besonderen darstellerischen oder gar künstlerischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, - seine bloße akustische und optische Präsenz als lockerer, nicht selten auch leicht anzüglicher, kumpelhafter, später auch onkelhafter Mundwerker in seinen Hörfunk- und Fernsehprogrammen genügte, um Arthur Godfrey zu einem unbeschreiblich populären

und deshalb für die Rundfunkgesellschaft CBS bis in die späten sechziger Jahre unübertroffen erfolgreichen Showmaster werden zu lassen. Ein Medien-Figaro war er, oft kopiert und nie erreicht von seinen ungezählten Epigonen, selbst in Europa, auch in der Bundesrepublik nicht, beispielsweise von Peter Frankfeld 1).

Arthur Godfrey, geboren am 31. August 1903 in New York, zog es 1920 zur amerikanischen Kriegsmarine. Auf einem Zerstörer wurde er zum Funkmaat ausgebildet. 1924 ging er wieder von Bord und reiste als Handelsvertreter über Land. Nebenbei tingelte er als Alleinunterhalter. Drei Jahre hielt es ihn wieder als Funker auf einem Küstenwachschiff. Aber 1929 war es dann soweit. Bei einer kleinen Rundfunkgesellschaft in Baltimore trat er auf als "Red Godfrey, the Warbling Banjoist" (etwa: der jodelnde Banjospieler) und bekam eine Anstellung als Sprecher. Eine persönliche Note legte er sich zu, indem er dem schwülstigen Sprechstil der Ansager jener Zeit seine ungezwungene Plaudermasche entgegenstellte und dabei manchmal auch die Produkte, die er in den Werbesprüchen anzupreisen hatte, nicht schonte. 1930 wurde er Chefsprecher bei einer NBC-Filiale in Washington, wechselte aber 1934 zu einer CBS-Filiale, ebenfalls in Washington, und moderierte dort bis 1940 ein Morgenmagazin. 1937 bekam er dazu sein erstes, landesweit verbreitetes Unterhaltungsprogramm, ein Ratespiel mit dem Titel "Professor Quiz". 1940 lief dieses Programm dreimal wöchentlich eine Viertelstunde unter dem Patronat von Carnation (Kondensmilch) 2). Im darauffolgenden Jahr machte er neben seinem Washingtoner Magazin noch ein tägliches Frühmagazin für eine New Yorker Rundfunkgesellschaft. Bei seinen Sendungen klimperte er auf seinem Banjo herum; später wurden eine Ukulele (hawaiische Kleingitarre) und der Gruß "Howaja, howaja!" seine Erkennungszeichen. Ein Schallplattenvertrag mit der Decca half bei der Vermarktung seiner Ausflüge in den Sprechgesang. Aber Godfrey wurde 1945 zum Begriff - wie seinerzeit Alfred Braun in Berlin bei der Beerdigung von Gustav Stresemann (1929) -, als er den Trauerzug für Präsident Franklin D. Roosevelt mit einem gefühlsstarken Kommentar live begleitete. Seine Rundfunkkarriere kam in diesem Jahr erst richtig in Schwung mit seinen Hörfunkreihen. 21 Stunden in der Woche war er schon in diesem Jahr 1945 zu hören. Seine wichtigsten und dauerhaftesten Shows waren: "Arthur Godfrey Time" (als Hörfunkreihe seit 1945, als Fernsehreihe seit 1952), "Arthur Godfrey's Talent Scouts" (als Hörfunkreihe seit 1946, als Fernsehreihe seit 1948), "Arthur Godfrey and his Friends", später: "The Arthur Godfrey Show" (Fernsehreihe seit 1949).

In den fünfziger Jahren war Godfrey täglich in seinen landesweiten Hörfunkprogrammen zu hören, an bestimmten Wochentagen

1) Vgl. MITTEILUNGEN, 5. Jg., Nr. 1/Januar 1979, S. 9.

2) Über dieses Programm gibt es eine der ersten, heute sogenannten Nutzenuntersuchungen von Paul F. Lazarsfelds Princeton Radio Research Project; vgl. Herta Herzog: Professor Quiz - a gratification study, in: Paul F. Lazarsfeld (Hrsg.): Radio and the printed page. New York 1940, S. 64-93. S. auch MITTEILUNGEN, 2. Jg., Nr. 4/Okttober 1976, S. 23.

auch noch in seinen Fernsehprogrammen zu sehen. Bis 1958 liefen einige seiner Shows gleichzeitig in Hörfunk- und Fernsehprogrammen, - wie Werner Höfers "Frühschoppen". Sein "Talent Scout"-Programm war das Vorbild für Peter Frankenfelds "Wer will, der kann" und "Latente Talente". Godfreys Werbepatron war der Zigarettenhersteller Liggett & Myers ("Chesterfield"), aber die Firma hatte sich bereits von ihm getrennt, als der Showmaster 1959 sich einer Krebsoperation unterziehen mußte und gewissermaßen die ganze Nation zu seinem Publikum wurde, wie übrigens schon sechs Jahre zuvor, als die nationale Anteilnahme seiner Hüftoperation gegolten hatte.

Neben seinen Serien machte Godfrey ungezählte Einzelsendungen oder wirkte an den Reihen seiner Entertainer-Kollegen mit, - beispielsweise bei der "Candid Camera" ("Vorsicht Kamera!"). Auch in mehreren Kinospielelfilmen trat er auf. Diese mediale Allgegenwart von Arthur Godfrey, seine Einschaltquoten, sein Verkaufstalent und seine Einkünfte waren vielen eher unheimlich. Die Nachrichtenmagazine "Time" und "Newsweek" brachten Titelseiten über ihn, konnten sich jedoch seine publizistischen Qualitäten nicht erklären. Ein Kritiker der alten "New York Herald-Tribune" meinte damals, wenn einer eine Anti-Trust-Klage verdiene, dann sei es Arthur Godfrey.

1972 zog er sich von seinen Hörfunkprogrammen zurück. 1981 holte er noch einmal ein paar alte Bekannte vor die Fernsehkameras. Er lebte auf einer Farm in Leesburg/Virginia und züchtete Pferde. Anfang März dieses Jahres wurde er ins Mount Sinai-Krankenhaus in New York eingeliefert; hier starb Arthur Godfrey am 15. März 1983.

Winfried B. Lerg

VII.

"20 Jahre ZDF" - eine Ausstellung auf Wanderschaft

Im Juni/Juli 1981 nahm das Zweite Deutsche Fernsehen den 20. Jahrestag der Unterzeichnung des ZDF-Staatsvertrages (6. Juni 1961) zum Anlaß, um im Sendezentrum Mainz-Lerchenberg eine Ausstellung zu seiner Vor-, Gründungs- und Aufbaugeschichte zu zeigen. In der zeitgeschichtlichen Spannweite von 1956/57 bis 1967 wurde - mit dem Schwerpunkt "Staatsvertrag" - das Thema vor allem in seinen rundfunkpolitischen und unternehmensgeschichtlichen Dimensionen dokumentiert. Diese Erstfassung der Ausstellung "20 Jahre ZDF" enthielt aber auch schon einen programmgeschichtlichen Teil mit Impressionen aus den frühen Sendejahren 1963-1967 ("Schwarz-Weiß-Zeit"). Prof. Friedrich P. Kahlenberg wies in den MITTEILUNGEN 1) auf diesen ersten Versuch einer programmgeschichtlichen Dokumentation als "be-

1) F.P. Kahlenberg: "Zwanzig Jahre ZDF" - eine Ausstellung mit Programmgeschichte, in: MITTEILUNGEN, 7. Jg., Nr. 4/Okttober 1981, S. 190.

sonders bemerkenswert" hin und regte an, die zunächst vor allem für die Mitarbeiter des ZDF gedachte Ausstellung "auch an anderen Orten einem breiteren Publikum zugänglich zu machen" 2). Dies ist in den Jahren 1982/83 geschehen. Die Ausstellung wurde - im Auftrag des neuen Intendanten, Prof. Dieter Scholte, überarbeitet und erweitert - in den Städten Saarbrücken, Düsseldorf, Dortmund, Aachen sowie zum Abschluß noch einmal in Mainz, diesmal im zentral gelegenen Rathaus, der Öffentlichkeit präsentiert.

Im Hinblick auf das zweite Jubiläumsereignis, den 20. Jahrestag des Sendebeginns (1. April 1963), erhielt die Ausstellung bei der Neufassung das Thema "Programm" als zweiten Schwerpunkt. Die Programm-Impressionen (Teil B) wurden auf die gesamte zwanzigjährige Sendegeschichte des ZDF (1963-1983) ausgedehnt. Die Auswahl sollte die charakteristischen Züge des ZDF-Programms, vor allem seine innovatorischen Intentionen, in etwa deutlich machen und zugleich ein Wiedersehen mit besonders populären und für das Image des ZDF typischen Sendungen bzw. Sendereihen ermöglichen. In den Ausstellungsorten des Jubiläumsjahres 1983 (Aachen und Mainz) waren 29 dieser Programme nach einem täglich wechselnden, in der Tagespresse angekündigten Vorführplan komplett auf dem Bildschirm einer Video-Großprojektionsanlage zu sehen. Außerdem wurde täglich ein Informationsfilm über die Anfänge des ZDF als eines Politikums und "Telesibirsk"-Unternehmens mit Programm-Ausschnitten aus der "Schwarz-Weiß-Zeit" gezeigt. Der rundfunkpolitische Teil A (Schwerpunkt: ZDF-Staatsvertrag) blieb in der Zweitfassung im wesentlichen erhalten und wurde nur um einige neue Bildtafeln zum Bund/Länder-Fernsehstreit ergänzt, die anlässlich des Jubiläumsbesuchs der Ministerpräsidenten im ZDF am 29. Oktober 1981 gefertigt worden waren. Der Ausstellungsteil C ("Baugeschichte des ZDF-Sendezentrale von Eschborn bis Mainz-Lerchenberg") wurde an allen Ausstellungsorten unverändert gezeigt, während für den Teil D ("Hörfunk- und Fernsehtechnik von den Anfängen bis heute") die Rundfunkmuseen in Framersheim b. Alzey, Illingen/Saar und Langenfeld b. Düsseldorf wechselweise Leihgaben zur Verfügung stellten.

Die Ausstellung wurde im Auftrag des Intendanten von einer Arbeitsgruppe, bestehend aus Mitarbeitern der Abteilung Archiv-Bibliothek-Dokumentation (ABD) und des Bereichs Präsentation, Form und Design, in Zusammenarbeit mit anderen Dienstbereichen des Hauses (insbesondere Bühnenbetrieb und Aus- und Fortbildung/Lehrtechnik) realisiert. Das Historische Archiv des ZDF war maßgeblich an Idee und Konzeption beteiligt, lieferte die Textdokumente und Begleittexte und trug Mitverantwortung für die Produktionskoordination. Für die Bilddokumentation, die Tonbearbeitung und die filmischen Retrospektiven zeichneten die ABD-Referate Bild, Musik, Film und Video sowie Film und Video Aktuell verantwortlich. Bühnenbild und Ausstellungsdesign, Produktionsleitung und -koordination waren das Werk von zwei Experten der Abteilung Grafik/Design. Die Gesamtverantwortung für die Ausstellung trug die Abteilungsleitung ABD.

2) A.a.O., S. 191.

Die Ausstellung "20 Jahre ZDF" sollte mit der Vielfalt ihrer Dokumentationen und Exponate nicht nur Haus- und Unternehmensgeschichte für die Mitarbeiter des ZDF aufbereiten, sondern die mediengeschichtlich interessierte Öffentlichkeit mit einem wichtigen, ja exemplarischen Abschnitt der Rundfunkgeschichte der Nachkriegszeit und der Zeitgeschichte überhaupt bekannt machen. Dabei trat neben Politik und Institution das Programm als eigentlicher Auftrag und zentrales Anliegen jeder Rundfunkanstalt angemessen in Erscheinung. Auch der aktuelle Bezug der damaligen Auseinandersetzungen um die öffentlich-rechtliche Struktur und die Programmgestaltung des 1952/53 "neuen" Mediums Fernsehen ist bei der heutigen medienpolitischen Diskussion um die gleichen Probleme bei wiederum "neuen Medien" unverkennbar.

Die an den einzelnen Ausstellungsorten jeweils vom Intendanten selbst oder vom Programmdirektor bzw. Chefredakteur eröffnete Wanderausstellung fand bei den Landesregierungen von Rheinland-Pfalz, des Saarlandes und Nordrhein-Westfalen, bei den kommunalen Behörden und örtlichen Institutionen aufmerksame Beachtung. Die Publikumsresonanz war für eine solche nach Thema und Ausrichtung doch recht spezielle Ausstellung beachtlich. Insgesamt dürften etwa 45.000 Besucher zu verzeichnen sein. Die Fachkritik und die örtliche bzw. regionale Presse-Berichterstattung fielen durchweg positiv aus. Kritische Anmerkungen galten der z.T. stark personenbezogenen Ausrichtung der Ausstellung und der Überfülle an Informationen auf einzelnen Bildtafeln. Anerkennung fand die Tatsache, daß mit einer solchen rundfunkpolitisch-programmgeschichtlichen Ausstellung Neuland beschritten wurde.

Der Kernbestand an Bildtafeln wird als Dauerausstellung im Sendezentrum Mainz-Lerchenberg weiterhin zu sehen sein. Ihr bleibender Ertrag ist festgehalten im Ausstellungskatalog, der mit einem Vorwort des neuen Intendanten inzwischen in 2. Auflage vorliegt.

Hans Rink

VIII.

Aus: NEUE ZÜRCHER ZEITUNG 14.4.1983, Nr. 85

Brückenschlag per Funk von Japan nach Europa *Die Geschichte des Radiopioniers Friedrich Greil*

H. J. Dies ist die wahrhaft faszinierende Geschichte eines Mannes, der seit über 45 Jahren an einer Brücke der Humanität zwischen dem fernöstlichen Japan und den deutschsprachigen Ländern in Europa «baut». Die Geschichte des Deutschen Friedrich Greil, der am 8. Dezember 1902 in Halberstadt geboren wurde und der — obwohl inzwischen achtzig Jahre alt — noch heute täglich vor die Mikrophone von «Radio Japan» tritt, dem Ausland-Radiodienst der «NHK» in Tokio. Sein Funk-Brückenschlag von Japan nach Europa ist zwar ein wenig bekanntes, dennoch aber nicht minder bedeutsames Kapitel japanisch-europäischer und speziell japanisch-deutscher Verständigung.

Wie so oft bei ungewöhnlichen Lebenswegen hatte auch bei Friedrich Greil die Sache ganz «harmlos» begonnen. Der Sohn eines Bankbeamten hatte sich im Herbst 1928 entschlossen, «für ein paar Monate» nach Japan zu gehen, um dort Literatur und Kunst zu studieren. Aus den «paar Monaten» sind inzwischen 55 Jahre geworden, denn Friedrich Greil ist bis heute in Japan geblieben. Nur zweimal — 1938 und 1955 — weilte er für kurze Besuche in Deutschland. Als er an einem Oktobertag des Jahres 1928 in der südjapanischen Hafenstadt Shimonoseki von Bord des Schiffes ging, das ihn nach Japan gebracht hatte, hat er selbst wohl am wenigsten ahnen können, dass er einmal so etwas wie ein Mittler der Kultur zwischen Japan und Deutschland werden würde...

An dieser Stelle muss eingefügt werden, dass der junge Friedrich Greil in den zwanziger Jahren mit so weltbekannten Schauspielern wie Albert Bassermann, Rudolf Forster, Viktor de Kowa, Asta Nielsen und anderen in tiefer persönlicher Freundschaft verbunden war; Freundschaften, die zu Lebzeiten der genannten grossen Künstler nie abbrachen und — teils in Japan, teils in Deutschland — immer wieder zu persönlichen Begegnungen führten. Begegnungen, von denen Greil immer wieder begeistert zu berichten weiss.

Doch zurück zum Japan-Ankömmling aus Deutschland des Herbstes 1928. Für den mit dem Studium japanischer Kunst und Literatur beschäftigten Greil wurde das Frühjahr 1937 zu einer Schicksalswende: Damals war «Radio Tokio» — so der damalige Name des Auslandsradios der «NHK» — gerade dabei, einen Europadienst aufzubauen, der auch Programme in deutscher Sprache umfassen sollte. Durch Ver-

mittlung eines japanischen Freundes erhielt Greil eine Berufung an den Sender.

In jenen letzten Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg gab es aus Tokio eine tägliche Dreissig-Minuten-Sendung in Deutsch für Hörer in Europa. Ihr Redaktor, Rechercheur, Ansager und Sprecher wurde Friedrich Greil. Seine damals täglich zu hörenden Worte auf Kurzwelle klingen noch heute in den Ohren der älteren Kurzwellen-Freunde: «Guten Abend, liebe Hörer in Europa! Hier ist Tokio, der Japanische Rundfunk...!» Damals begann das, was man heute getrost und ohne jede Uebertreibung als einen wahrhaft bedeutenden Brückenschlag der Humanität zwischen Japan und den deutschsprachigen Ländern in Europa bezeichnen darf. In ungezählten fundierten Programmen über Japans Alltag, Geschichte, insbesondere aber über seine Literatur und Kultur, hat Greil in über 45 Jahren in der Tat an einer «Brücke zwischen Japan und Europa» gebaut.

Nicht genug mit diesem Radio-Brückenschlag zwischen Japan und Deutschland: Auch in der Welt der Universitäten dieses fernöstlichen Landes hat Greil immer wieder geistige Brücken gebaut. Von 1950 bis 1978 war Greil Lektor für deutsche Sprache und Literatur an der *Hitotsubashi-Universität* in Tokio und von 1950 bis 1967 gleichzeitig noch an der *Chiba-Universität*. Daneben hatte er Lehraufträge an weiteren namhaften Universitäten in Japan. So hat er in vielen Jahrzehnten jungen Japanern deutsche Sprache, Kunst und Literatur nähergebracht. Eine seiner besonders interessierten Zuhörerinnen war die japanische Aertzin Dr. Masako Sasaki. Sie ist seit Jahrzehnten seine Frau. Greil, der 1968 von der Regierung Japans den *Orden des Heiligen Schreines* aus den Händen des damaligen Ministerpräsidenten *Eisaku Sato* erhielt, ging dann — mit Vollendung des 75. Lebensjahres — bezüglich seiner Universitätsarbeiten in den Ruhestand.

Bleibt zur Abrundung des Bildes von diesem wahrhaft ungewöhnlichen Manne noch dies zu erwähnen: Unter dem Titel «Die Begegnung — Biographische Memoiren — 25 Jahre in Deutschland und 50 Jahre in Japan» sind 1978 im *Iku-bundo-Verlag* in Japan Friedrich Greils ungewöhnliche Erinnerungen erschienen. Erinnerungen eines Mannes, der 1928 «für ein paar Monate» nach Japan ging und nun seit über einem halben Jahrhundert an einer Brücke der Menschlichkeit zwischen Japan und Europa arbeitet.

Projekt eines Archivs für «elektronische Kultur»

Wenn sich das öffentliche Gespräch mit Radio und Fernsehen beschäftigt, ist meistens von politischen, wirtschaftlichen, juristischen, didaktischen oder technischen Aspekten der Medien die Rede. So notwendigerweise auch an der kürzlich in München veranstalteten «Visodata», dem wichtigsten Medienkongress im deutschsprachigen Raum. Indem die Visodata nun zum zweitenmal auch ein Symposium über «Audiovisuelle Medien in Kontext von Kunst und Kultur» durchgeführt hat, setzt sie damit einen besonderen Akzent: Sie will dazu beitragen, die Medien vermehrt auch als Ausdruck unserer heutigen Kultur zu sehen.

«Kulturpolitischer» Auftrag

Obschon beispielsweise die Konzession der SRG ausdrücklich festhält, dass die von der SRG verbreiteten Programme «die kulturellen Werte des Landes zu wahren und zu fördern» haben, ist diese Dimension der elektronischen Medien im öffentlichen Bewusstsein deutschsprachiger Länder wenig präsent — im Gegensatz etwa zu den romanischen Ländern, die, möglicherweise als Folge der traditionellen Sensibilisierung dem Formalen und sinnlich Manifesten gegenüber, eher geneigt sind, die Medien auch als kulturellen Faktor wahrzunehmen. So wurde bezeichnenderweise anlässlich einer von der Unesco genau ein Jahr vorher ebenfalls in München zum Thema Medienpädagogik veranstalteten Tagung von Frankreich der Passus eingebracht, dass die Medien «ein wichtiges Element der Kultur in der Welt der Gegenwart darstellen».

Festhalten, transportieren, Medienkunst

Die Medien setzen mit neuen technischen Mitteln fort, was früher andere Disziplinen, wie zum Beispiel die bildende Kunst, leisteten: *Festhalten, Interpretieren und Bewältigen von Wirklichkeit*. Sie erfüllen damit vornehmlich eine abbildende und eine kommentierende Funktion im Hinblick auf das Zeitgeschehen.

Ein weiterer Bezug zwischen Kunst und Medien ergibt sich dadurch, dass Radio und Fernsehen *Kunst und Kultur transportieren*: Durch Sendungen über Kunst und Kultur werden traditionelle Kunstwerke ebenso wie neue Kunst- und Kulturformen bekannt und verständlich gemacht. In früheren Zeiten konnte sich nicht einmal der privilegierteste Bildungsreisende einen so vollständigen Ueberblick über die Zeugnisse verschiedenster Kulturkreise verschaffen.

Die Medien selbst — und hier sei der dritte Bezug zwischen Kunst und Medien genannt — haben sich schliesslich in der *Bereitstellung neuer Ausdrucksformen* zu einem eigenständigen Kunstbereich geöffnet: der *Medienkunst*. Photo und Film haben sich längst als Kunstformen etablieren können. In Radio und Fernsehen sind medienspezifische Gattungen wie Hörspiel und Fernsehspiel entstanden, und mit der Entwicklung der Fernsehtechnik und der Computertechnik sind auch erste Versuche von Videokunst und Computerkunst entstanden. Bezeichnenderweise ist der Schritt von Medientechni-

ken zu eigenen Kunstformen erst dadurch gelungen, dass die ursprünglich reproduktive Funktion durch generative Verwendung überwunden wurde, nachvollziehbar etwa am Fotokopierer, der ausser zu den «normalen» Kopierzwecken auch für die Herstellung von Collagen aus verschiedenen Elementen eingesetzt werden kann.

Schliesslich die vierte Möglichkeit einer Verbindung von Medien und Kunst: Nachdem sich die Medientechnik zu eigenständigen Künsten entwickelt hatte, war damit auch die «Hoffähigkeit» eben dieser Medien erreicht, um zur *Erweiterung des Registers von Ausdrucksmöglichkeiten der traditionellen Künste* zu dienen. Dies gilt ebenso für bestimmte Formen der Musik, bei denen der Synthesizer zum selbstverständlichen Instrumentarium gehört, wie der Malerei — so wendet beispielsweise der Photorealismus die Diaprojektion ebenso komplexlos an, wie Leonardo da Vinci und Dürer sich für die Darstellung perspektivischer Verkürzungen des Glastafelapparats bedienten. Auch im Theater haben Medien, insbesondere *Video*, über Dekorfunktionen hinaus auch Aufnahme in die dramaturgischen Mittel gefunden.

Wertvolles Quellen- und Archivmaterial

Nun sind Kunst- und Kulturwerke sowohl früherer Zeiten wie auch der Moderne in Bibliotheken, Sammlungen und Museen allgemein zugänglich. Sogar Kunstwerke aus Privatbesitz sind zeitweilig in Ausstellungen zu sehen und werden durch Publikation in Ausstellungskatalogen öffentlich. Für Filme gibt es Filmmuseen, wie in der Schweiz die Cinémathèque suisse in Lausanne.

Hingegen ist das ganze elektronische Kunst- und Kulturschaffen sowie das überaus reiche, auf Film und Magnetband aufgezeichnete *Quellen- und Archivmaterial* unserer Zeit nicht öffentlich zugänglich. Dabei handelt es sich gerade im Bereich der elektronischen Produktion und der Filmproduktion der Fernsehanstalten um einen ganz beträchtlichen kulturellen Aufwand, der sich insbesondere auch finanziell messen und vergleichen lässt: beispielsweise kostet die Produktion eines Fernsehspiels bis 30 000 Franken pro Minute. Diese bedeutenden Kulturleistungen der elektronischen Medien sind nun zwar öffentlich bei der Ausstrahlung (und allfälligen Wiederholungen), verschwinden dann aber wieder in den Archiven der Rundfunkanstalten, und nur diese selbst können hinterher auf ihre Bestände zurückgreifen. Gemessen an der kulturellen Aufgabe der öffentlichen Medien ist dies eigentlich eine widersinnige Situation. Sie wird noch verschärft durch den Umstand, dass infolge Materialkosten und Raumknappheit immer wieder Videobänder gelöscht werden müssen. Wertvolles Kulturgut ist ein für allemal verloren.

Aktivierung des politischen Lebens

Auf diese Problemlage und entsprechende Lösungsmöglichkeiten hinzuweisen, ergab sich eine Gelegenheit, als Erziehungsminister der deutschsprachigen Alpenländer und Intendan-

ten der deutschsprachigen Rundfunkanstalten um einen Tisch versammelt waren. Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft war durch *Generaldirektor Prof. Dr. Leo Schürmann* vertreten, und der von Regierungsrat *Ernst Rüesch*, Präsident der Erziehungsdirektorenkonferenz, angeführten Schweizer Delegation gehörten noch EDK-Generalsekretär *Prof. Dr. Eugen Egger* und als weitere EDK-Vorstandsmitglieder Regierungsrat *Dr. Walter Gut*, Erziehungsdirektor des Kantons Luzern, und Regierungsrat *Dr. Alfred Gilgen*, Erziehungsdirektor und Regierungspräsident des Kantons Zürich, an.

Eine institutionelle Neuerung im Kulturge-schehen ist nicht möglich ohne politischen Willen. In diesem Sinne machte Regierungspräsi-dent Dr. A. Gilgen namens der schweizerischen Delegation den Vorschlag, in Anlehnung an das *Museum of Broadcasting in New York* ein auf den deutschen Sprachraum ausgerichtetes *Archiv für elektronische Kultur (AFEK)* zu schaffen. Ein solches Archiv könnte in Zusammenarbeit von Regierungsstellen und Rundfunkanstalten der Schweiz, Oesterreichs und der Bundesrepub-lik Deutschland errichtet werden. Drei Gründe sprechen für die Dringlichkeit eines solchen Vorhabens:

1. Die elektronischen Produktionen und Filmproduktionen der öffentlichen Medien sol-len als ein wichtiges Element der Kultur unserer Zeit erkannt und anerkannt werden.

2. Für die öffentliche Bildung, Wissenschaft und Forschung ist der Zugriff zu elektronischem Quellenmaterial und zu elektronischen Produktionen von kultureller Bedeutung not-wendig.

3. Es gilt, elektronisches Kulturgut zu retten, dessen man unwiederbringlich verlustig ginge, wenn nicht Ueberspielungen auf neue Speicher vorgenommen werden.

Archiv als Präsenzbibliothek

Diese Initiative der Schweizer Delegation wurde mit lebhaftem Interesse aufgenommen und die Notwendigkeit von weiteren Schritten in dieser Richtung unterstrichen. Der Vorschlag soll nun vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus und vom Generalsekretariat der «Visodata» weiterbearbeitet werden. Selbstverständlich müssen im Vorfeld einer sol-chen Gründung noch zahlreiche grundsätzliche Fragen geklärt werden, insbesondere rechtlicher Natur. Da aber ein solches Archiv nicht für den Verleih vorgesehen ist, sondern wie eine *Prä-senzbibliothek* funktionieren soll, werden wohl zurzeit noch bestehende juristische Probleme gelöst werden können. Auch was die Kosten von Speichermaterial angeht, werden diese dank der fortgeschrittenen Miniaturisierung nicht prohibitiv ausfallen.

Das Vorhaben darf auch interpretiert werden als ein Zeichen für eine in der Geschichte der Menschheit einzigartige Situation: in keinem Zeitpunkt zuvor war es möglich, sich *Vergan-genheit in so umfassendem Masse zu vergegen-wärtigen* wie heute dank den Medienarchiven. Auch nicht von einem so breiten Publikum konnte Geschichte nachvollzogen werden, denn die Geschichtsschreibung erreicht nur immer einen relativ kleinen Teil der Menschen. Wenn Vergangenheit in so intensiver Weise präsent werden kann, bringt dies vielleicht auch eine grössere Chance mit sich, dass sich Geschichte nicht notwendig wiederholen muss — dass die Menschheit aus Fehlern lernen lernt.

Christian Doelker

X.

An die Redaktion der MITTEILUNGEN

In Heft 4/1982 fand ich die etwas unfreundliche Besprechung des Werkstattheftes Nr. 12 vom SFB. Neben dem Anregenden dieser Kritik findet sich Ärgerliches, so der Hinweis, mit der Veröffentlichung sei die Chance eines kleinen Beitrags zur Ikonographie der Rundfunkgeschichte Berlins "ebenso leichtfertig wie kostspielig" vertan. Kostspielig können diese Hefte nun wirklich nicht genannt werden. Sie werden in der SFB-eigenen Hausdruckerei hergestellt. Der Charakter der Werkstatthefte ist es, wie schon ihr Titel sagt, das Vorläufige, Werkstatt-hafte. Wir erwarten, daß auf die Beiträge hin Ergänzendes, Kritisches und Richtigstellendes eingeht, so daß sich zu bestimmten Themen weitere Materialien sammeln können. Zum vorliegenden Heft ist beispielsweise eine ausführliche Kritik des Kollegen Goebel eingegangen, der Bildunterschriften richtigstellt und auch ansonsten auf Irrtümer in der Literatur hinweist. Das ist der Sinn der "Werkstatthefte". Vielleicht entsteht so ein verlässliches Werk.

Berlin, im Februar 1983

Rainer Kabel

DAS 11. DOKTORANDEN-KOLLOQUIUM (14./15. Mai 1983)

Wohl niemals zuvor hat ein Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises eine solch große Teilnehmerzahl gehabt. 28 Doktoranden und Magisterkandidaten von zehn bundesdeutschen Universitäten (Bochum, Freiburg, Gießen, Göttingen, Heidelberg, Köln, Marburg, Mainz, München und Münster) und zwei ausländischen Hochschulen (Gent und Salzburg) waren in die Sportschule des Hessischen Fußballverbandes nach Grünberg gekommen, darunter allein zehn Kandidaten, die erstmals an dieser Tagung teilnahmen. Zudem konnte der Vorstand des Studienkreises wiederum eine stattliche Gruppe von Referenten, Sachverständigen und Gästen aus Wissenschaft, Rundfunkpraxis und Archivwesen für diese nebst der Jahrestagung bedeutendste Einrichtung des Studienkreises gewinnen.

Das spricht zunächst einmal für die Attraktivität, für Sinn und - erhofften - Nutzen des Kolloquiums. Die hohe Teilnehmerzahl auf Seiten der Examenskandidaten belegt zudem, daß das Kolloquium längst über das enge Umfeld des Studienkreises hinaus gerade an den Universitäten bekannt ist und angesichts einer zunehmend zu beklagenden mangelhaften Betreuung der Doktoranden und Magisterkandidaten an verschiedenen Hochschulen als ein relativ ungezwungenes, inspirierendes Forum für Ratschlag und Information, für Kontaktsuche und Betreuung Wertschätzung gewonnen hat. Das mag seine Bestätigung auch darin finden, daß sich eine Reihe von Wissenschaftlern, Rundfunkpraktikern und Archivaren erstmals oder zum wiederholten Male bereitgefunden hat, in Grünberg zu Diskussionen, Einzelgesprächen oder zur Betreuung von Arbeitsgruppen zur Verfügung zu stehen. Es kann jedoch zugleich nicht verschwiegen werden, daß eine Veranstaltung dieser Größe an die Grenzen der Durchführbarkeit stößt. Sie liegen verständlicherweise in den finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten des Studienkreises, dokumentieren sich aber noch deutlicher darin, daß unterdessen einige Kandidaten mit Arbeitsvorhaben nach Grünberg kommen, die nur noch mit sehr großem Wohlwollen in den Rahmen einer rundfunkwissenschaftlichen Thematik einzufügen sind. Die daraus resultierenden Erwartungen der Teilnehmer können mithin nur noch recht schwer in Einklang gebracht werden, die Suche nach geeigneten Gesprächs- und Auskunftspersonen gestaltet sich schwieriger, und für Einzelgespräche, einem wichtigen Element der Grünberger Veranstaltung, bleibt zwangsläufig weniger Zeit.

Allerdings hat der Vorstand auch in diesem Jahr durchaus erfolgreich versucht, diese Probleme auszuräumen. Man darf - grosso modo - festhalten, daß das Kolloquium den Doktoranden und Magisterkandidaten jenes Maß an Information und Austausch, an Hinweisen und Anregungen für ihre jeweiligen Arbeitsvorhaben vermittelt hat, das sie sich versprochen hatten. Mit einer im Vergleich zu den Vorjahren etwas gestrafften Tagesordnung begann das 11. Kolloquium inoffiziell bereits am 13. Mai abends mit der Vorführung des vor einigen Wochen fertiggestellten Films "Verkabelt und verkauft" (Buch und Regie: Rüdiger Mörsdorf und Rüdiger Steinmetz; Produktion: Hochschule für Fernsehen und Film, München), in welchen Steinmetz selbst einführte. Auch wenn dieser Film, der Probleme der Verkabelung am Beispiels Münchens mit satirischen Mitteln behandelt, inhaltlich und stilistisch

nicht einhellig akzeptiert wurde, zeigte doch die anschließende Diskussion in kleinen Gruppen, daß aus der Thematisierung aktueller medien- bzw. rundfunkpolitischer Probleme nützliche Erkenntnisse für rundfunkhistorische Fragestellungen gewonnen werden können. Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint es ausgesprochen sinnvoll, daß nach Grünberg sowohl Kandidaten mit klassisch rundfunkgeschichtlichen Arbeitsvorhaben gekommen sind, als auch Kandidaten, die den zeitgenössischen Rundfunk mit analytischen Fragestellungen behandeln wollen. Die methodischen Erträge, die die Diskussion solcher unterschiedlicher Forschungsansätze zeitigen können, sind weder für die eine noch für die andere Richtung zu unterschätzen.

Die Grünberger Kolloquien haben zudem den Vorteil, in begrenztem Rahmen einen Überblick über thematische Schwerpunkte und Fragestellungen der laufenden rundfunkhistorischen Forschung zu vermitteln. Wie bereits im vergangenen Jahr, bestätigte auch das diesjährige Treffen, daß sich das Interesse an programmhistorischen Fragestellungen verstärkt hat, sich innerhalb der Kommunikationsgeschichte sozialhistorische Fragestellungen deutlicher durchzusetzen beginnen, aber auch das Schwergewicht sich vernehmbar auf Arbeiten zur Geschichte des deutschen Nachkriegsrundfunks verlagert hat. Themen zur Weimarer Rundfunkgeschichte sind eher in der Minderzahl, der nationalsozialistische Rundfunk findet nur noch marginale Beachtung, was angesichts einer breiten wissenschaftlichen und publizistischen Diskussion über das "Dritte Reich" verwundert. Immerhin bieten die Grünberger Kolloquien Gelegenheit, über erkennbare Desiderate rundfunkgeschichtlicher Forschung und deren Ursachen nachzudenken. Hierüber referierte der Vorsitzende, Prof. Treue (Göttingen), zur offiziellen Eröffnung am Morgen des 14. Mai. Treue wies in diesem Zusammenhang u.a. auf den Mangel an rundfunkwirtschaftlichen Strukturanalysen des Weimarer Rundfunks hin und generell auf die bislang mangelhafte, sozialhistorische Erforschung der Mitarbeiter und Rezipienten des frühen deutschen Rundfunks.

Nach der Vorstellung der Teilnehmer und der Aussprache über ihre Arbeitsvorhaben wurde die Diskussion in den folgenden Arbeitsgruppen fortgeführt:

Gruppe 1: "Rundfunkgeschichte"

Leitung: Prof. Kahlenberg (Bundesarchiv Koblenz) und Dr. Walter Klingler (SWF, Baden-Baden)

Teilnehmer und Arbeitsvorhaben:

Wolfgang Amanshauser (Salzburg) "Fluchtversuche aus einem geschlossenen Mediensystem - am Beispiel der Radiorezeption während der Zeit des Nationalsozialismus in Salzburg"

Norbert Cichon (Bochum) "Untersuchung der Positionen und Forderungen der Parteien, Kirchen und Verbände zur Einführung des Fernsehens Anfang der 50er Jahre"

Gaby Röhrig (Köln) "Vorgeschichte des WDR 1945 bis 1955"

August Soppe (Marburg) "Entwicklung und Rezeption des neuen Mediums Rundfunk in der Frankfurter Tagespresse 1923 bis 1926"

Susanne Vohwinckel (Gießen) "Das Fachinformationssystem der
Geschichtswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert"

Gruppe 2: "Programmgeschichte des deutschen Rundfunks"

Leitung: Prof. Winfried B. Lerg (Münster)

Teilnehmer und Arbeitsvorhaben:

Rüdiger Bolz (München) "Literarische Programmarbeit bei Radio
München (1945 bis 1949)"

Brunhild Elfert (Münster) "Der Kinderfunk der Berliner Funk-
stunde 1924 bis 1933"

Renate Feldmeyer (Köln) "Das Nachtprogramm des NWDR/WDR Köln
1949 bis 1966. Eine sozialgeschichtliche Analyse"

Hannerl Neumann (München) "Entwicklungen in einer Rundfunk-
anstalt - Zur Interdependenz von Kommunikator, Aussage und
Rezipientengeschichte"

Bernard Vandenheede (Gent) "Die Fußball-Livereportage im deut-
schen Fernsehen. Entstehung, Entwicklung, Funktion und
Form"

Norbert Weigend (Münster) "Theoretische und methodologische
Voraussetzungen einer systematischen Programmgeschichte"

Gruppe 3: "Hörspiel"

Leitung: Dr. Uwe Rosenbaum (SFB Berlin)

Teilnehmer und Arbeitsvorhaben:

Gerd Böhmer (Freiburg) "Faschismus und Zeitgeschichte in den
Hörspielen von 1945 bis 1955"

Andreas Conrad (Göttingen) "Die Hörspiele Friedrich Dürrenmatts.
Untersuchungen zur Werks- und Gattungsgeschichte"

Karl Helmut Karst (Köln) "Medialität. Zur interdisziplinären
Behandlung medialer Kunstformen"

Wolfram Wessels (Freiburg) "Hörspiel im Dritten Reich"

Gruppe 4: "Biographische Arbeiten zum deutschen Rundfunk"

Leitung: Dr. Arnulf Kutsch (Münster)

Teilnehmer und Arbeitsvorhaben:

Klaus-Ulrich Benedikt (München) "Biographie Emil Dovifats"

Sabine Gronemann-Wächter (Münster) "Biographische und sozial-
geschichtliche Studie der Direktoren des Weimarer Rundfunks"

Hubert Heinrich Konert (Münster) "Die Kontroll- und Überwachungs-
ausschüsse des Weimarer Rundfunks"

Ite Metzner (Heidelberg) "Biographie Kurt Schumachers"

Sylvia Straetz (München) "Biographie Hans Amandus Münsters mit
Schwerpunkt seiner Arbeiten zur Film-, Rundfunk- und
Rezipientenforschung"

Gruppe 5: "Fernsehen, einschließlich Fragen der empirischen Medienforschung"

Leitung: Michael Darkow (ZDF, Mainz)

Teilnehmer und Arbeitsvorhaben:

Petra Cosmus (Mainz) "Die Dritten Fernsehprogramme"

Sabine Schwarzer-Conus (München) Ohne festes Thema

Rüdiger Steinmetz (München) "Entwicklung des Dritten Fernseh-Programms beim Bayerischen Rundfunk"

Gruppe 6: "Regionalprogramme von Hörfunk und Fernsehen"

Leitung: Dr. Michael Heiks und Dr. Rainer Krawitz (beide WDR, Köln)

Teilnehmer und Arbeitsvorhaben:

Leo Flamm (Münster) "Die Geschichte der Regionalisierung des WDR von 1956 bis 1975"

Detlef Schnier (Göttingen) "Vergleichende Analyse der Regionalberichterstattung in Presse und Rundfunk im Raum Nordhessen"

Carola Schwirblat (München) "Die Geschichte und Entwicklung des Fernseh-Regionalprogramms von Radio Bremen"

Eine Gruppe für Teilnehmer mit Arbeitsvorhaben, die nicht in diesen thematischen Raster unterzubringen waren (z.B. Neue Medientechniken), leitete Dr. Klaus Wehmeier (Bonn). Auskunft über Quellen zur deutschen Rundfunkgeschichte erteilten Dr. Edgar Lersch (SDR, Stuttgart), Hans Rink (ZDF, Mainz) sowie Horst H. Halefeld (Deutsches Rundfunkarchiv, Frankfurt/Main), die jeweils in verschiedenen Gruppen mitarbeiteten. Als Gäste, aber auch als Zeitzeugen der deutschen Rundfunkgeschichte waren wie in den letzten Jahren auch die Rundfunkpublizisten Andrea Brunnen und Dr. Kurt Wagenführ (Gauting) gekommen.

Auf dem Programm des Samstagabends stand erstmals ein Vortrag, der nach der Konzeption des Vorstandes Einblick in grundsätzliche Fragen der medienhistorischen Forschung geben sollte. Dr. Jürgen Wilke (Mainz) referierte über sein umfangreich angelegtes Forschungsprojekt "Nachrichtenwerte im historischen Wandel", ein Gegenstand, der von um so größerem Interesse ist, als Wilke erstmals systematisch den Versuch unternimmt, in einer historischen Langzeitanalyse von Medieninhalten Verfahrensweisen der empirischen Kommunikationsforschung anzuwenden.

Entgegen der bislang üblichen Berichte über die Arbeitsgruppen 1) am Morgen des zweiten Kolloquium-Tages standen am Sonntag, den 15. Mai, zwei Referate auf der Tagesordnung. August Soppe (Marburg) und Rüdiger Steinmetz (München) berichteten exemplarisch an Hand ihrer abgeschlossenen bzw. laufenden Forschungsarbeiten über Erkenntnisziel, Fragestellung, Verfahrensweisen

1) Die Protokolle der Arbeitsgruppen, soweit sie vorliegen, sind beim Schriftführer dokumentiert und können von dort in Kopie bezogen werden.

und Quellenlage, aber auch über die Anregungen, die sie durch die Grünberger Kolloquien erhalten haben. Wie die anschließende Diskussion zeigte, sind solche beispielhaften Arbeitsberichte vor allem für jüngere Teilnehmer durchaus von Nutzen. Es bleibt daher zu hoffen, daß sich auch im nächsten Jahr wiederum zwei ältere Teilnehmer bereitfinden, ihre Arbeitsschritte und -erfahrungen mitzuteilen.

Arnulf Kutsch

Von den Referaten der 13. Jahrestagung am 1./2. Oktober 1982 folgen hier die Vorträge von Dr. Wolfgang Horn und Dr. Ansgar Diller.

Wolfgang Horn

GERÄT UND GEHÄUSE

Rundfunktechnik und Design-Geschichte vom Gemeinschaftsempfang bis zur Hifi-Anlage

Auf den ersten Blick sieht die Aufgabenverteilung einfacher aus, als sie es in Wirklichkeit ist: Das Gerät, genauer gesagt der Rundfunkempfänger, steht unbestritten im Mittelpunkt 1). Ohne Gerät kein Empfang, damit auch keine Notwendigkeit für das Gehäuse. Doch der vergleichende Blick in die Schaufenster von Rundfunkgeschäften und auf den heimischen Speicher, das Wohnzimmerfoto der frühen Nachkriegszeit, den im Zuge der Nostalgie aktuellen Antikmarkt oder besser noch in die sorgsam ausgestatteten Räume des Deutschen Rundfunkmuseums Berlin am Fuß des Funkturms läßt den mit dem Gerät untrennbar verbundenen Gegenpol, das Gehäuse, deutlich an Eigenwert gewinnen. Nicht nur Umhüllung ist das, gar bloßer Schutz vor Staub und Stoß, sondern die Einpassung der Technik in die jeweils geltende Zeitmode wird hier geleistet. Vom Standgerät auf dem Nierentisch der fünfziger Jahre bis zum chromblitzenden Metallgehäuse im gegenwärtigen Techno-Look. Die Beziehungen zwischen den Fortschritten der Empfangstechnik und den stilistischen Veränderungen der Gehäuseformen soll im Folgenden dargestellt werden. Deziidierte Literatur liegt zu dieser Fragestellung bis auf zwei Ausnahmen nicht vor - Gert Selles Design-Geschichte 2) behandelt Radiogeräte zwangsläufig nur am Rande, und Walter Grasskamps 3) Aufsatz beschränkt sich weitgehend auf einen Besuch im Berliner Rundfunkmuseum.

Der 29. Oktober 1923 bedeutete mit dem Beginn der Sendungen aus dem Berliner Vox-Haus den Start des organisierten Rundfunks in Deutschland. Sendegesellschaften entstanden außer in Berlin in Leipzig, Frankfurt/Main, München, Hamburg, Stuttgart, Breslau, Königsberg und Münster. Parallel zur Entwicklung der Sendetechnik waren die erforderlichen Empfangsgeräte in kleinen Schritten nach und nach entstanden. Dabei bestimmten in den ersten Jahren Detektor und Kopfhörer weitgehend das Bild. Sein Prinzip sah einen Kontaktstift vor, der auf die selektive Stelle eines Minerals gesetzt werden mußte. Geeignete Minerale waren dazu Bleiglanz, Kupferkies, Eisenpyrit, Rotzinkerz, Silicium oder auch Kunstkristalle. Eine fehlende Hochantenne konnte durch die an den Wänden verlegte Zimmerantenne oder eine Lichtnetz-Antenne ersetzt werden. Als Reichweite dieser Empfangsart nennt Herbert Börner eine Distanz von rund 30 Km 4). Dieser Wert erklärt die

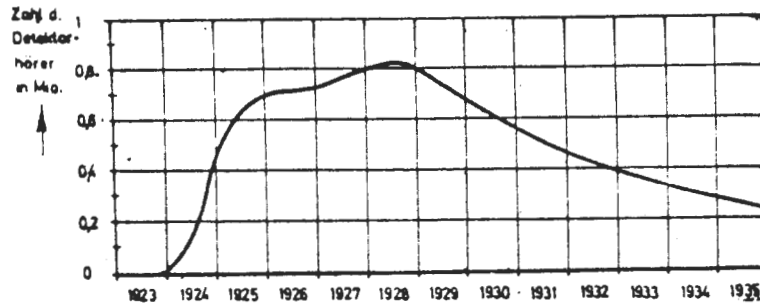
1) Der Vortrag wurde auf der 13. Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte e.V. am 1. Oktober 1982 in Münster gehalten.

2) Gert Selle: Die Geschichte des Designs in Deutschland von 1870 bis heute. Köln 1978.

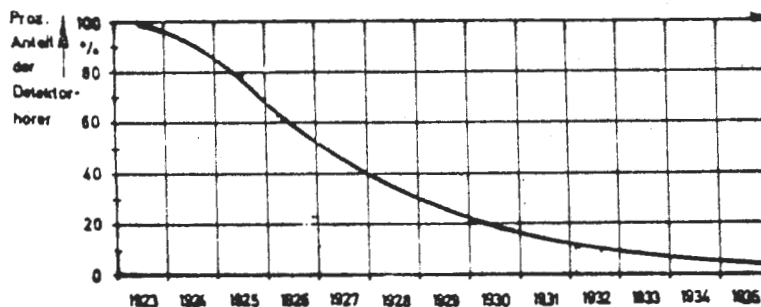
3) Walter Grasskamp: Musik als Möbel. Das Deutsche Rundfunkmuseum in Berlin, in: Kunstforum International. Band 58. 2/1983. S. 89-111.

4) Herbert Börner: Der Anteil der Ortsempfänger an der Ausbreitung des deutschen Rundfunks 1923-1945, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks 10 (1976). S. 55.

in der Frühphase zu beobachtende Konzentration der Sender auf große Städte, wo in einem Radius von 30 Km mehr Detektor-Empfänger erreicht werden konnten als in schwächer besiedelten Gebieten.



Detektor-Empfänger in absoluten Zahlen



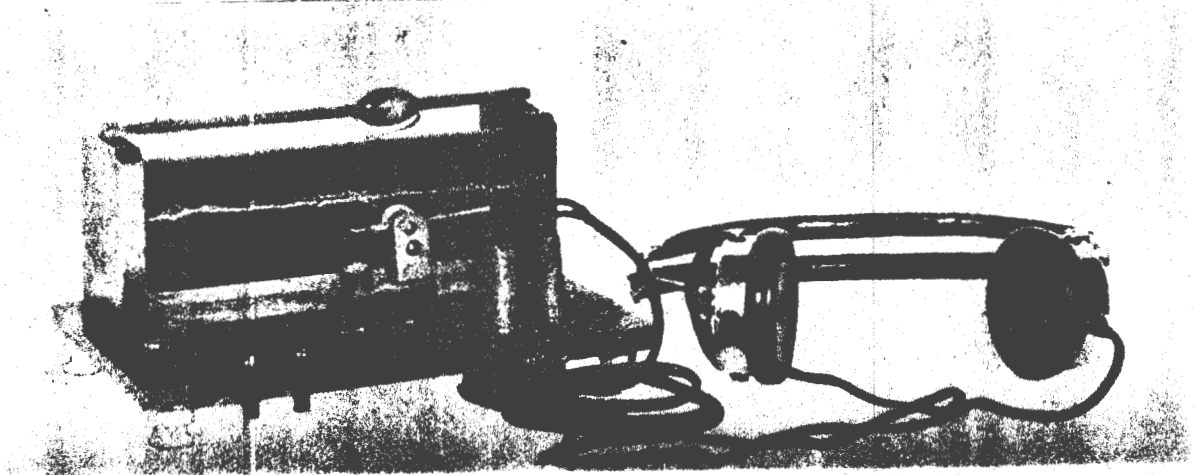
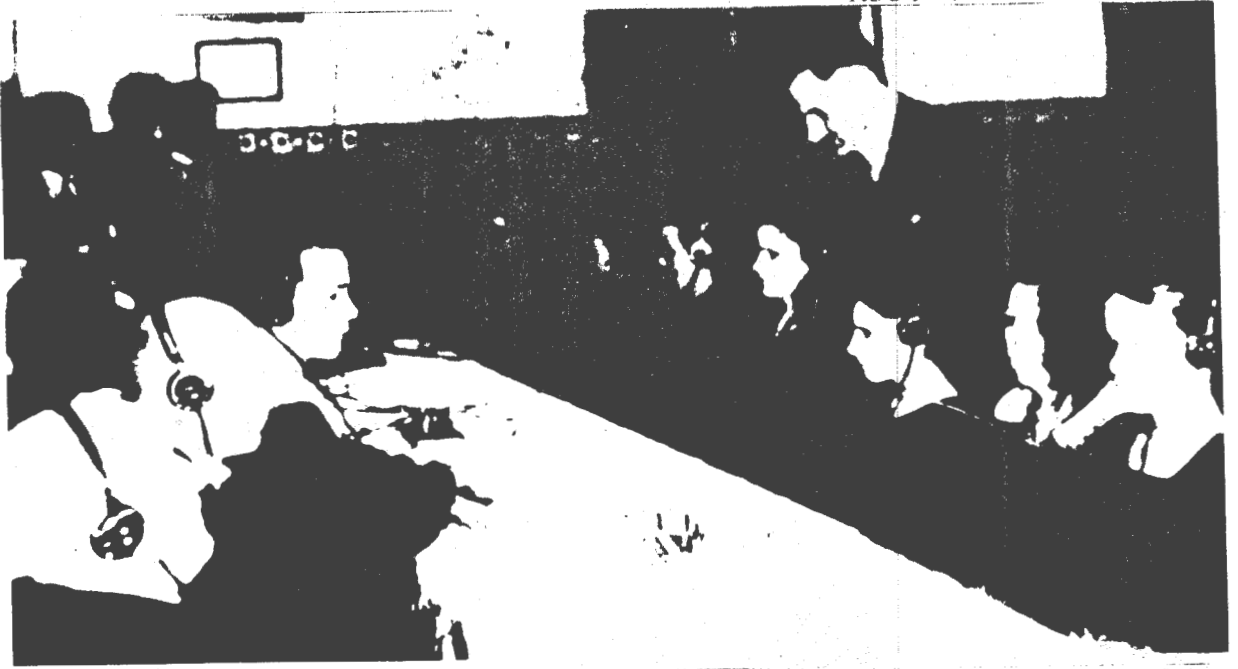
Prozentualer Anteil der Detektor-Empfänger in Deutschland (Graphiken nach Börner 5))

Die Preise für Rundfunkgeräte lagen 1923 noch relativ hoch: Für einen einfachen Detektor mußten rund 70 Mark bezahlt werden, ein aufwendiges Gerät mit vier Röhren kostete zwischen 400 und 500 RM. Nach ein bis zwei Jahren hatte die Hersteller-Industrie jedoch schon die Chance eines Massenabsatzes erkannt - 1924/25 kostete das Detektorgerät zwischen 5 und 35 Mark, der im Preis nicht enthaltene Kopfhörer lag bei 10 bis 18 Mark. Damit war eine Empfangsmöglichkeit für insgesamt 30 bis 40 Mark zu beschaffen 6). Gemessen am mittleren Volkseinkommen pro Kopf der Bevölkerung, das 1932 bei gut 90 RM im Monat lag, war das eine nicht unbeträchtliche Ausgabe und ein Grund, den Gemeinschaftsempfang im Hinterzimmer von Gaststätten oder ähnlichen Räumlichkeiten anzubieten (Bild 1).

Die Gehäuse dieser frühen Detektor-Empfänger waren kaum mehr als die notwendige Verpackung der Technik und ihre Sicherung gegen Stoß und Staub (Bilder 2 und 3).

5) ebd.

6) Angaben bei Börner. a.a.O.



Die hier abgebildeten Detektor-Empfänger von Beuke & Co. sowie Intensofunk lassen noch keine besonderen stilistischen Merkmale hinsichtlich ihrer Gehäuse erkennen. Das gilt auch noch für die ersten Röhrengeräte, die zwar 1923 schon technisch möglich, aber für den Massenabsatz noch zu teuer waren. Zu den unterschiedlichen Aufwendungen für den Rundfunkempfang in Städten und ländlichen Regionen ermittelte eine Umfrage von Hensel und Keßler 7) folgende Zahlen: Für den ersten Apparat gaben 1924/25 im Durchschnitt in Berlin die Hörer 66 RM aus, während der vergleichbare Wert in der Mark Brandenburg mit 173 RM mehr als das Zweieinhalbfache davon betrug. Mit den preiswerten Detektorempfängern konnte man in Brandenburg den Berliner Sender nicht empfangen - wollte man Rundfunk hören, dann blieb nur die Anschaffung eines teuren Röhrengeräts übrig. Mit dem Einbau von verstärkenden Röhren in die Detektor-Empfänger wurde die Bedienung der Geräte zunächst einmal erheblich komplizierter. Dafür erlaubte allerdings schon eine einzige Röhre den Kopfhörer-Empfang entfernter Stationen, vor allem aber die bis dahin nicht mögliche Lautsprecher-Wiedergabe des Ortssenders.

Der beginnenden Massenabsatz von Rundfunkgeräten verursachte zunächst jedoch weniger die weitere technische Entwicklung als vielmehr Regelungen zwischen Industrie und Reichspost. Ende 1923 gab es nur 1500 Rundfunkteilnehmer, ein Jahr später schon 548.000. Dazwischen hatte die "Verordnung zum Schutz des Funkverkehrs" drakonische Strafen gegen Schwarz Hörer angekündigt, auf der anderen Seite waren aber auch Erleichterungen für Hörer und Hersteller durchgesetzt worden. Detektorgeräte ohne Niederfrequenzverstärker durften jetzt selbst gebaut werden und unterlagen nicht mehr der Stempelungspflicht. Die Jahresgebühr für den Teilnehmer sank von 60 RM auf 24 Mark. Zwar kassierte die Reichspost von den Herstellerfirmen weiterhin einen Pauschalbetrag und von den Händlern eine Zulassungsgebühr zum Vertrieb, doch wurden andererseits die Gebühren für öffentliche Werbevorführungen durch den Handel von jährlich 600 auf 360 Mark gesenkt 8). Diese Maßnahmen förderten die Ausbreitung des Rundfunks und den Absatz von Empfangsgeräten. 1926 waren bereits eine Million Loewe-Ortsempfänger vom Typ OE 333 (Bild 4) verkauft.

Die Entscheidung für den Rundfunk als Massenkommunikationsmittel und Industriezweig war gefallen. Mit dieser Entscheidung für eine stark expandierende Wirtschaftsbranche stand auch der Durchsetzung des Röhrengerätes nichts mehr im Wege. Als 1926 die "Arcolette" auf den Markt kam (Bild 5 zeigt den dritten Typ dieses Gerätes von 1927/28), kostete der Empfänger nur noch ein Siebtel des vergleichbaren Preises von 1924. Samt den Leitungen und dem Gehäuse entstand die "Arcolette" komplett in Serienproduktion. Sogar die elektrischen Verbindungen wurden auf den Montageplatten bereits mechanisch unter einer Presse zusammengefügt 9).

7) W. Hensel/E. Keßler: 1000 Hörer antworten. Berlin-Stuttgart-Leipzig 1935.

8) Bodo H. Kettelhack: Die Entwicklung des Rundfunkempfängers, in: Telefunken Archivdienst vom 24. August 1973. S. 8.

9) Bodo H. Kettelhack. a.a.O. S. 10.

Während das Gehäuse der "Arcolette" mit einfachen Formen aus Preßstoff hergestellt worden war, legte die Industrie bald mehr Wert auf Material und Gestaltung. Mit den Röhrengeräten gab es ohnehin geschlossene Gehäuse, in die bei Spitzenmodellen sogar die Lautsprecher und Batterien in einem Tonmöbel integriert wurden. Beim "Blaupunkt NR III" (Bild 6) war dies schon 1928 der Fall, und auch beim "Roland 5 L" der Firma Seibt (Bild 7) wurde der Lautsprecher 1930 oberhalb von Senderskala, Röhrenteil und Drehkondensator angebracht. Diese konstruktiven Vorgaben, ob beispielsweise der Lautsprecher seinen Platz im Gehäuse finden sollte oder nicht, spielten um 1930 für die Gestaltung der Rundfunkgeräte eine entscheidende Rolle - stilistische Unterschiede und Besonderheiten äußerten sich dagegen eher im Material, in den Farben oder im verstärkt auftretenden Zierat. Diese Feststellung unterstreicht die einfache Kastenform des "Eswe 333" der Firma Sachsenwerk, bei der das hohe Kopfteil des "Roland 5 L" wegen des nicht vorgesehenen internen Lautsprechers entfiel (Bild 8).

Viel Wert legten die Hersteller nach 1930 auf die Kombination des Rundfunkgerätes mit dem Plattenspieler - Telefunktens "Arcofar" (Bild 9) kann hier als richtungweisend gelten. Gleichzeitig dokumentiert dieses Gerät den sich verstärkenden Möbelcharakter von Phonogeräten: Vom "Arcofar" wurden zwei Versionen angeboten, eine Eichenverarbeitung zu 750 Mark und ein Mahagonigehäuse zu 810 Mark. Damit war das Rundfunkgerät vom stillen Kämmerchen des Bastlers in die Wohnzimmer vorgerückt - der weitere Absatz benötigte das schmückende Profil eines stilgerechten Gehäuses.

Diese Integration der Rundfunkgeräte in die Wohnzimmer ließ die Produktionsziffern steigen: 1932 überschritt die Teilnehmerzahl die Grenze von vier Millionen Menschen, wobei der Zuwachs durch die Weltwirtschaftskrise nur wenig abgeflaut war. Das mit der Einführung des Volksempfängers sprunghafte Ansteigen der Hörfunk-Verbreitung setzt Gert Selle in den Kontext einer "stilgeschichtliche(n) Rückbindung des Konsumentenbewußtseins: Sie zeigt deutliche Anklänge an das Art Deco, ja sogar an den Jugendstil." 10) Im übrigen kann der Volksempfänger aus diesem diachronen Überblick ausgeblendet bleiben, da ihm der Beitrag Ansgar Dillers gewidmet ist.

Von der Massenproduktion unterschieden sich auch in den dreißiger Jahren in Design und Preis einige Geräte: Hier sind der "Imperial" der Firma Stassfurt (Bild 10), der Empfänger "Aachen" von Philips (Bild 11) und der 1938 gebaute "580 WK" von Saba (Bild 12) zu nennen. Alle drei Geräte verfügten über die Bereiche Mittelwelle, Langwelle und Kurzwelle, hatten

10) Gert Selle. a.a.O. S. 137.

Abb. 7



Abb. 4

1000 waren bereits 1 Million Stück des Ortsempfängers GE 333
verkauft.
Die Werkstatt fertigte den fünfstufigen Empfänger Leuze 2H 2H
für den Fernstudium-Apparat.



Abb. 5

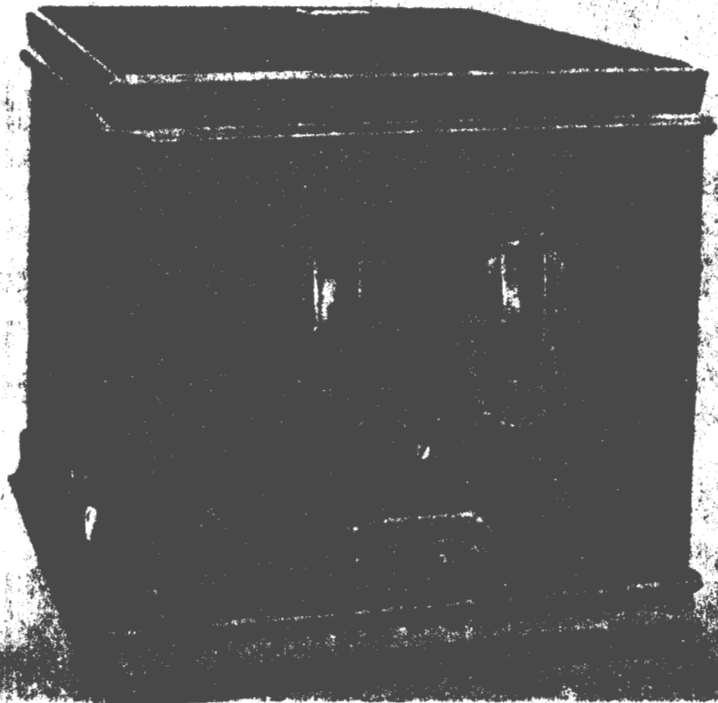
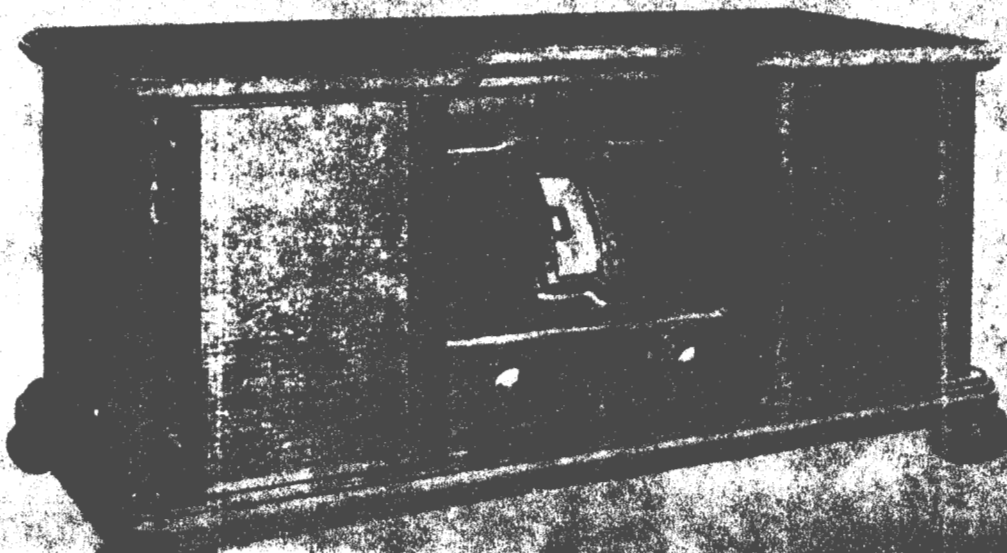


Abb. 6



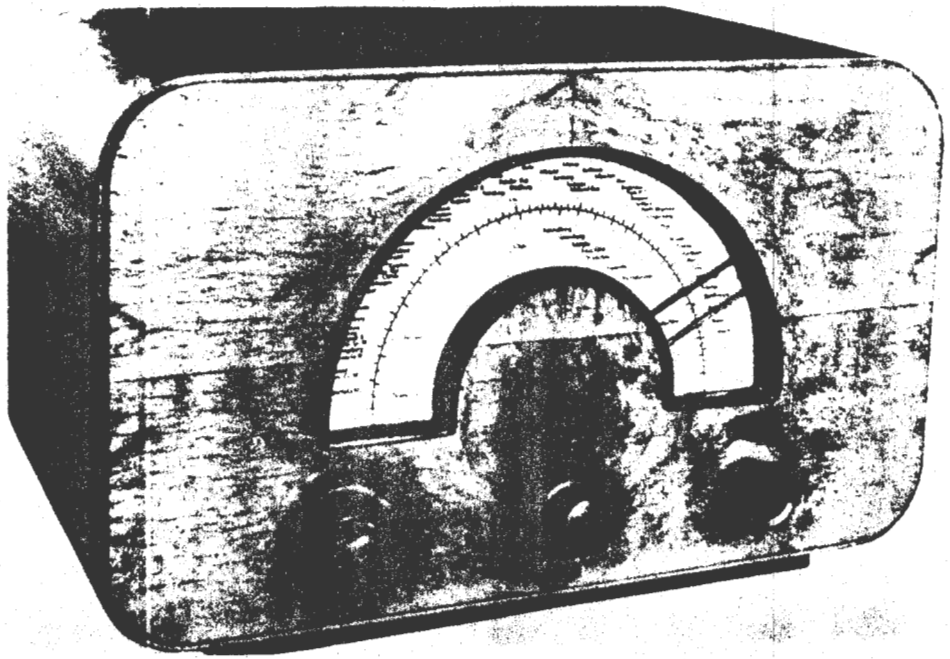


Abb. 8



Abb. 9

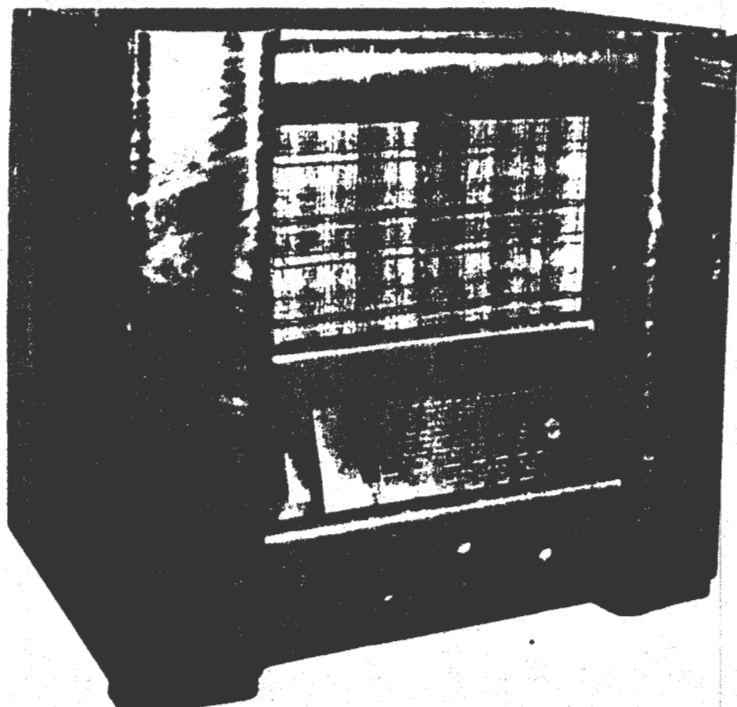


Abb. 10

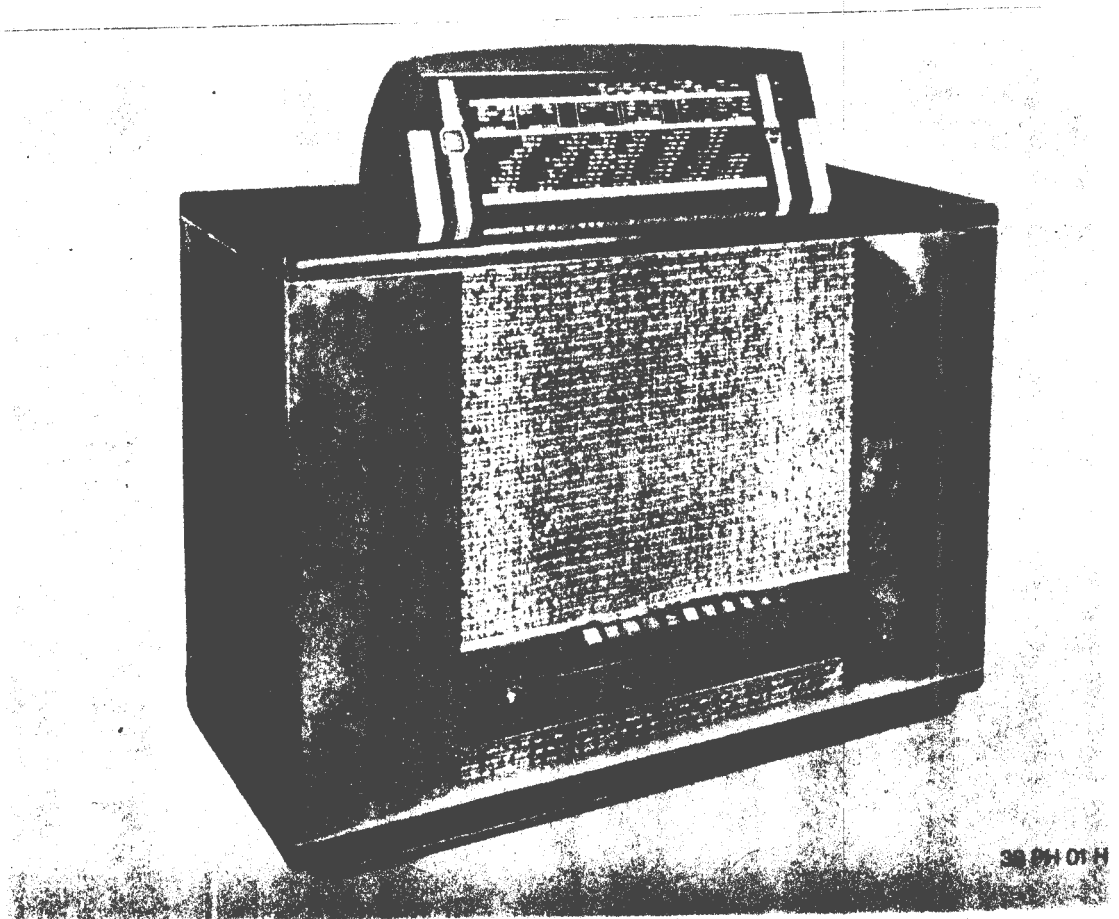
sechs bis acht Röhren, einen eingebauten Lautsprecher und lagen preislich zwischen 350 und 400 Mark. Die glatten, kantigen Formen der Gehäuse wiesen ebenso wie das magische Auge als Abstimmungsanzeige weit in die Zukunft des Rundfunk-Designs. Von diesen Geräten der gehobenen Preisklasse mit einer Stoffverkleidung vor den Lautsprechern und einem der Wohnzimmer-Möblierung angepaßten Holz läßt sich eine enge Verbindung zu den Gehäuseformen der fünfziger Jahre herstellen. Als Beispiel hierfür bietet sich der "SH 906 W" der Firma Siemens von 1950 (Bild 13) an, der äußerlich viele Parallelen zur Vorkriegszeit aufweist: Die Stoffbespannung vor dem Lautsprecher, die solide Holzverarbeitung des Gehäuses, eine weitgehende Symmetrie und weit aufgefächerte Stationskala.

Wie die gesamte Wirtschaft warf der Zweite Weltkrieg auch die Rundfunkindustrie weit zurück. Bodo H. Kettelhack nennt eine Reduzierung der angebotenen Empfänger-Typen von 266 auf 138, der Röhren-Typen von 66 auf 23 und der Lautsprecher-Typen von 100 auf 14 (11). War die führende Rolle der deutschen Rundfunkindustrie noch auf der Pariser Weltausstellung 1937 ausgezeichnet worden, so war sie als Folge des Krieges verspielt worden. Speziell in Westdeutschland ergab sich eine katastrophale Lage, denn 80 % der Gerätehersteller hatten ihre Betriebe in jenen Teilen des Deutschen Reiches gehabt, die nun zur Sowjetzone gehörten. Für den Aufbau einer neuen Produktion fehlten Maschinen und Material - zunächst bauten die Firmen mit ehemaligem Wehrmachtmaterial weiter. Bis zur Währungsreform 1948 gehörten Radiogeräte zu den bewirtschafteten Gütern und waren nur gegen Bezugschein erhältlich. Da die Nachfrage die Produktion bei weitem überstieg, blühte auch der Schwarzmarkt mit Wucherpreisen. Als Folge davon schossen neue Betriebe wie Pilze aus dem Boden: Für den Zeitpunkt unmittelbar vor der Währungsreform 1948 nennt Fritz Römer, ehemals Geschäftsführer der Fachabteilung Rundfunk und Fernsehen im Zentralverband der Elektrotechnischen Industrie, 180 bis 200 Firmen (12). Erst nach dem Konkurrenzdruck, der unmittelbar der Währungsreform folgte, sank diese Zahl wieder auf rund 35 Hersteller. 1951, drei Jahre später, erreichte die Jahresproduktion wieder knapp den Stand von 1939.

Entscheidend für die Nachkriegsentwicklung der Rundfunkgeräte wurde die Ultrakurzwelle. Ihre Notwendigkeit ergab sich aus der aktuellen Situation, speziell dem Kopenhagener Wellenplan von 1948. Die Deutschland zugestandenen Frequenzen reichten nicht aus, um die Rundfunkversorgung angemessen sicherzustellen, aber ein Ausweg bot sich in einem neuen Wellenbereich zwischen 87,5 und 100 MHz. Zwar verfügten diese ultrakurzen Frequenzen nur

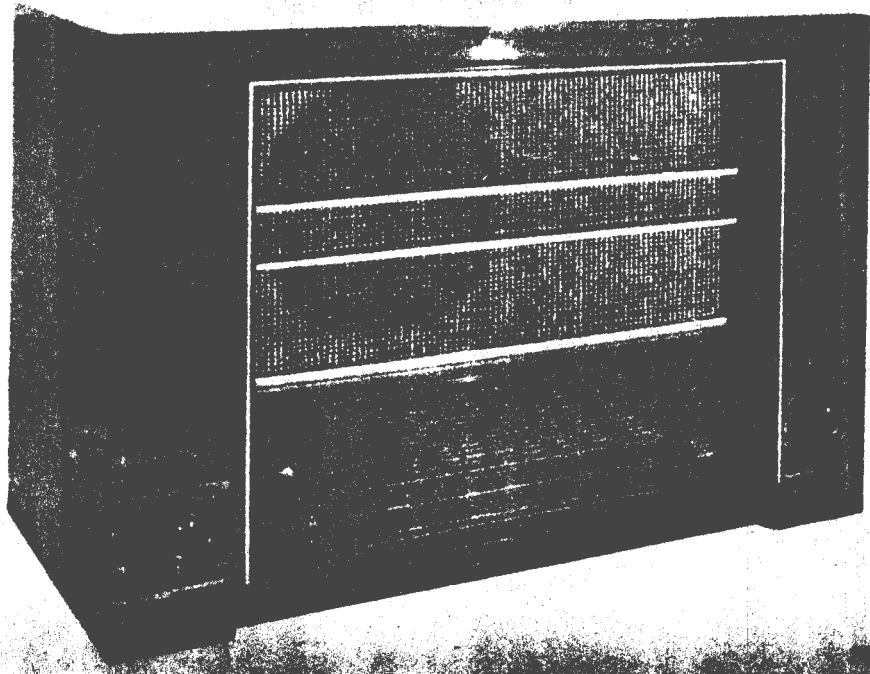
11) Bodo H. Kettelhack. a.a.O. S. 19 f.

12) Fritz Römer: Die deutsche Rundfunkindustrie seit 1945, in: Rundfunk-Fernsehen. Jahrbuch 1953. S. 79-82.



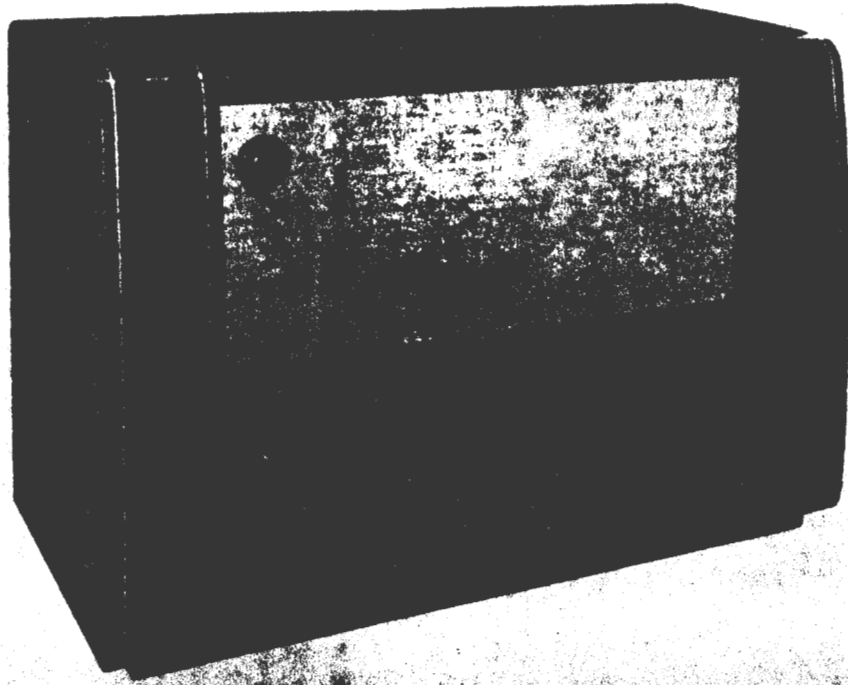
38 011 01 H

Abb. 11



38 011 01 H

Abb. 12



60 SI 01 H

Abb. 13

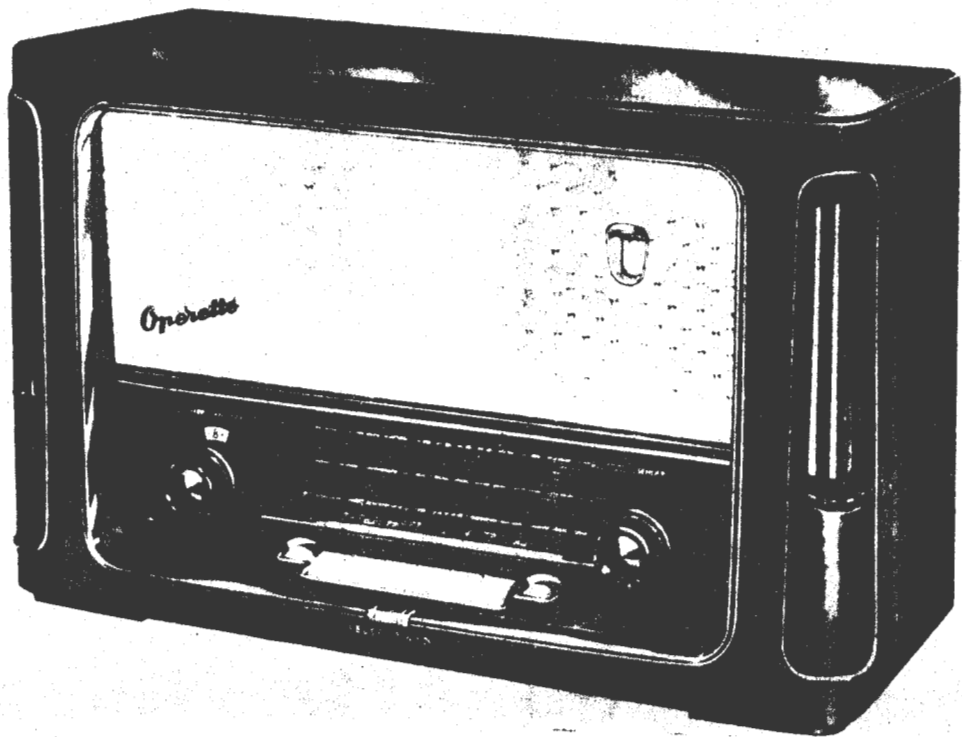


Abb. 14

über eine vergleichsweise eng begrenzte Reichweite, doch erlaubte diese Einschränkung eine Mehrfachbelegung der gleichen Frequenz in ausreichender räumlicher Distanz. Durch die Frequenzmodulation, also die Veränderung der Frequenz im Rhythmus der Sprach- und Musikschwingungen, erzielte der UKW-Bereich überdies eine erheblich bessere Übertragungsqualität und weitgehende Störfreiheit.

Für die Geräteindustrie bedeutete diese technische Neuerung zunächst einmal die Produktion von Zusatzgeräten, mit denen man vorhandene Empfänger umrüsten konnte. Am 28. Februar und 1. März 1949 begannen Sender in München und Hannover auf UKW auszustrahlen, die übrigen Stationen folgten bald. Von diesen technischen Innovationen blieb die Entwicklung der Gehäuseformen zunächst einmal weitgehend unberührt. Die Empfänger unterschieden sich primär in Größe und technischer Bestückung, doch setzte sich allgemein die Querform mit der Anordnung des Lautsprechers über der ausführlicher gewordenen Skala mit den Bedienungselementen durch. Das zeigt beispielsweise auch die Telefunken-Weiterentwicklung "Operette 7" von 1956/57 (Bild 14) mit ihrer für die fünfziger Jahre geradezu klassischen Form. Sie prägte ebenso wie die in den fünfziger Jahren stärkeren Absatz findenden Fernsehgeräte das Bild vieler Wohnzimmer. Die Orientierung an tradierten Design-Vorstellungen über die Zäsur des Zweiten Weltkrieges hinweg gilt nicht nur für den Bereich der Rundfunkempfänger 13). Mit zunehmender Sättigung des primären Bedarfs bestand jedoch die Notwendigkeit für die äußere Gestaltung der Geräte, neue Formen zu entwickeln. Deutlich wird dies zu Beginn der sechziger Jahre noch weniger im Gehäuseaufbau als vielmehr im Trend zu einem nüchtern-kühl wirkenden Stil. So weist etwa "Caprice" von Telefunken (Bild 15) nicht nur schärfer konturierte Kanten und Ecken, sondern auch ein Kunststoffgitter vor dem Lautsprecher statt der herkömmlichen Stoffbespannung auf.

Der stilistisch für die Radio-Gehäuse entscheidende Einschnitt kam jedoch erst 1963 mit der Einführung der Stereotechnik. Die hierfür erforderlichen räumlich getrennten Schallquellen trennten bei der Weiterentwicklung des Empfängers den Empfangs- und Verstärkerteil von den Lautsprechern. Erklärtes Ziel war es bei der Entwicklung der Stereo-Technik, auch mit Mono-Empfängern Stereosendungen sowie mit Stereo-Empfängern auch Monosendungen hören zu können. Dabei sollte der Aufwand für die Umrüstung der Geräte in Grenzen gehalten werden. Das amerikanische Pilot-

13) Gert Selle. a.a.O. S. 168.

tonverfahren erfüllte diese Forderungen: Es benötigte zur Übertragung stereofoner, also zweikanaliger Informationen ein Frequenzspektrum von 53 kHz, wobei die Summeninformation, also der gemeinsame Teil beider Kanäle, von 30 Hz bis 15 kHz in Frequenzmodulation übertragen wird, während die Differenzinformation, also der individuelle Anteil beider Kanäle, über einen Hilfsträger von $38 \text{ kHz} \pm 15 \text{ kHz}$ amplitudenmoduliert übertragen wurde. Um die somit verschlüsselten Stereo-Informationen zurückzugewinnen, mußte im Empfangsteil ein Decoder eingebaut werden, der die Summen- und Differenzsignale in die ursprünglichen Links- und Rechtsinformationen umsetzte 14).

Diese neue Dimension der Klangtreue, die für das Hörspiel neue Möglichkeiten schuf, aber auch die Musikwiedergabe entscheidend verbesserte, revolutionierte geradezu die Gehäuseformen. Denn parallel zum Auszug der Lautsprecher aus einem einheitlichen Radio-Gehäuse veränderte sich auch der vorherrschende Stil der Steuergeräte, wie Empfänger- und Verstärkerteil jetzt genannt wurden. Mit der Einführung der Stereotechnik im Rundfunk setzte zudem ein Boom in der Unterhaltungselektronik auch bei den Tonträgern Platte, Band und später Cassette ein, der im Ausbau der Hörfunkprogramme wiederum seine Entsprechung fand. Der neue chromglitzernde Stil der Geräte entsprach zudem die Veränderung der Wohnlandschaft mit offenen Regalen, Schrankwänden und dergleichen, in die sich die neuen Phonogeräte leicht integrieren ließen.

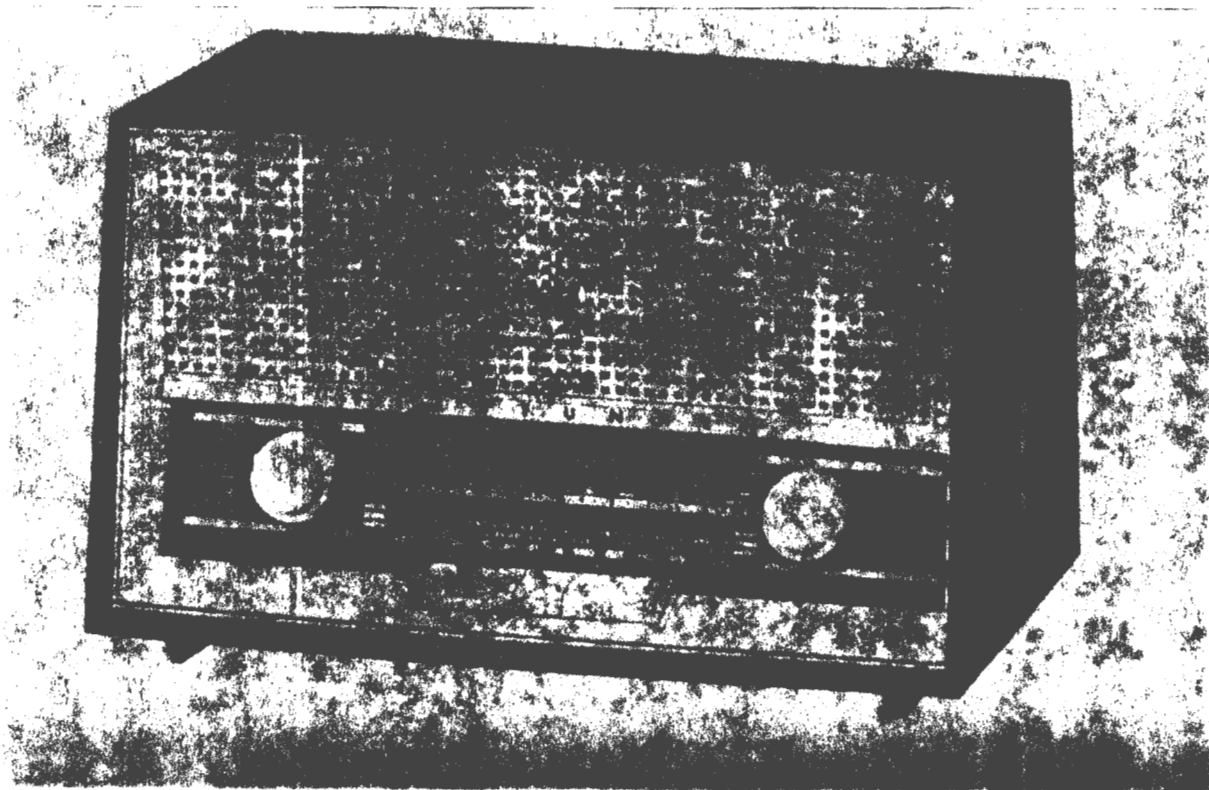


Abb. 15

14) Bodo H. Kettelhack. a.a.O. S. 26-28.

Technisch gesehen vollzog sich der nächste Schritt mit dem Verschwinden der Röhren aus den Niederfrequenz-Verstärkern und dem Aufkommen voll transistorisierter Geräte. Dabei stieg immer schneller die Wiedergabequalität an: Eisenlose Endstufen des Verstärkers vergrößerten die Übertragungsbandbreite, der Klirrfaktor wurde immer kleiner. Ebenfalls noch in den sechziger Jahren entstanden die integrierten Schaltungen, die eine extreme Verkleinerung der Gehäuse mit neuen Gestaltungsmöglichkeiten einleiteten. Angesichts dieser Miniaturisierung von Technik müssen Rundfunkgeräte und ganze Hifi-Anlagen längst nicht mehr zwangsläufig raumbeherrschende Komponenten in den Wohnzimmern sein. Sie können - vom technischen Aufwand her gesehen - mühelos auch in kleineren Schränken oder Regalen verschwinden. Ist hier also nicht mehr die Anpassung an die Zeitmode der Möblierung gefordert, so wird dadurch die Tendenz zur bewußten Technik-Darstellung, auch schon rein optisch, erklärbar. Bisweilen futuristisch anmutende Frontplatten mit Hebeln, Knöpfen, digitalen Frequenzanzeigen, Stationstasten, Anschlüssen und Reglern stellen keine Ausnahme, eher die Regel, dar. Warum das so ist, erklärt eine Mitteilung des Fachverbandes Unterhaltungselektronik im Zentralverband der Elektrotechnischen Industrie: 1976 seien von den deutschen Firmen z.B. 2,2 Millionen Geräte im In- und Ausland abgesetzt worden, was einem Rückgang zu 1975 um 0,8 % entspreche. Die Ursache dafür liege allerdings weniger in der internationalen Konkurrenz als vielmehr in der hohen Sättigungsquote des Marktes. Zwar gab es in der Bundesrepublik 1977 22 Millionen Teilnehmer, doch die Rundfunkdichte, also die Haushaltsversorgung mit Rundfunkgeräten lag bei 95 %. Dieser Faktor macht für die Industrie den Markt der einfachen Heimradios weitaus weniger attraktiv als etwa den Sektor der Hifi-Anlagen, bei dem zum gleichen Zeitpunkt der Sättigungsgrad erst gerade die 30-Prozent-Marke überschritten hatte 15).

Obwohl sich die technischen Neuerungen in Bezug auf Rundfunkgeräte seit einigen Jahren vorwiegend auf den Bedienungscomfort, aktuelles Beispiel etwa der Sendersuchlauf, beschränken und die Empfangs- und Wiedergabequalität der Geräte ohne grundsätzliche technische Veränderungen wie etwa die Verkabelung kaum mehr zu steigern sind, werden die sich abwechselnden Fachmessen "Funkausstellung" in Berlin und "Hifi", neuerdings "Hifivideo", in Düsseldorf jedes Jahr neue Varianten von Geräte- und Gehäusetypen präsentieren.

15) Heinz Bahr: Entwicklungslinien der Rundfunkgeräte-Produktion, in: Media Perspektiven 8 (1977). S. 463.

Bildnachweis:

Nr. 1 WDR

Nr. 4 Loewe Opta

alle übrigen: Katalog des Deutschen Rundfunkmuseums Berlin.

Ansgar Diller
DER VOLKSEMPFÄNGER
Propaganda- und Wirtschaftsfaktor

Weder der Begriff "Volksempfänger" noch die sich damit verbindende Idee sind eine Erfindung des Nationalsozialismus. Bereits drei Jahre nach Eröffnung des Rundfunkbetriebs in Deutschland brachte nämlich 1926 die Berliner Gerätefabrik Loewe-Radio einen Apparat auf den Markt, für das sich die Verkaufsstrategen die Bezeichnung "Volksempfangsgerät" einfallen ließen 1). (Abb. 1) 39,50 RM sollte er kosten und damit nur noch weniger als ein Viertel im Vergleich zu den übrigen im Handel befindlichen Empfängern 2). Auch andere Firmen bedienten sich noch vor 1933 des Begriffs, wie Signalbau-Huth, die für das Geschäftsjahr 1928/29 einen "2 Röhren-Volksempfänger" in ihr Verkaufsprogramm aufgenommen hatten 2). 1930 wurde dann schon erstmals auch von "Volksfernsehempfängern" gesprochen 3).

Niedriger Anschaffungspreis und geringe laufende Kosten für Reparaturen, Ersatzteile und Strom wurden allenthalben als Vorzüge eines Volksempfängers angepriesen. Darauf lief auch der Experimentalbericht des Diplom-Ingenieurs Fritz Vilbig hinaus, den der "Funkbastler", das Fachblatt des Deutschen Funktechnischen Verbandes, 1928 veröffentlichte. Unter der Überschrift "Entwicklung des Superhet-Empfängers zum Volksempfänger" wagte der Autor zum Schluß seiner Ausführungen die optimistische Prognose: "Ich glaube, daß der hier beschriebene Empfänger weiterhin dazu beitragen wird, den Superhet weiter zu verbreiten, ja ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man dieses Gerät als Volksempfänger bezeichnet, denn wohl bei keinem anderen Empfänger ist ein derart günstiges Verhältnis zwischen Leistung und Kosten gegeben..." 4).

Noch einen Schritt weiter ging 1930 die Rundfunkzeitschrift "Die Sendung". Für sie waren billige Empfangsapparate nur durch "Typisierung und wohlfeile Massenfabrikation" erreichbar und der Absatz nur mit Hilfe groß angelegter Werbekampagnen zu forcieren. In ihrem mit "Rundfunkverbilligung" überschriebenen Artikel erhob die Zeitschrift die Forderung, die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft solle ein Preisausschreiben veranstalten, um zu einem "wirklich brauchbaren und verhältnismäßig einfachen Apparat" zu kommen. Anschließend müßte die Industrie ermutigt werden, "einen solchen preisgekrönten und empfohlenen Apparat typisiert in großen Mengen und zu äußersten Preisen auf den Markt zu bringen". Dieses Gerät sollten mehrere Firmen gleichzeitig produzieren, während die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft die Werbung für dieses Gemeinschaftsprodukt zu übernehmen bzw. zentral zu steuern habe 5).

1) Vgl. Dieter Holtschmidt: Volksempfänger. Geschichte und Technik der Gemeinschaftsgeräte. Hagen 1981. S. 6.

2) Vgl. Herbert Börner: Der Anteil des Ortsempfängers an der Ausbreitung des deutschen Rundfunks 1923-1945, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 10. 1976. H. 2/3. S. 60.

3) Vgl. Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (Hrsg.): Rundfunkjahrbuch 1930. S. 301 f.

4) Funkbastler Jg. 1928. H. 35. S. 533 f.

5) Die Sendung Jg. 7. 1930. H. 22. S. 347.

Vor dem Machtantritt des Nationalsozialismus lag also die Idee, ein billiges Empfangsgerät von der Industrie in hoher Stückzahl herstellen und vom Rundfunkgroß- und -einzelhandel vertreiben zu lassen, sozusagen in der Luft. Aber auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise Anfang der dreißiger Jahre, als jede der Empfangsgeräte produzierenden Firmen für sich wegen großer Absatzschwierigkeiten ums Überleben kämpfte, nahm niemand - weder beim Rundfunk noch bei der Industrie - diesen Gedanken auf. Auch die im Handel für z.T. weit unter 100 RM angebotenen Netzgeräte mit eingebauten Lautsprechern 6) bewirkten keinen Schub in Richtung eines Massenabsatzes. Es fehlte nicht allein die als dringend notwendig erachtete Werbezentrale, ebenso gab es keine anderen flankierenden Maßnahmen wie ein Finanzierungsangebot mit Ratenzahlungen oder eine Senkung bzw. Staffelung der Rundfunkgebühr. Vor allem an einer flexiblen Handhabung des 2 RM im Monat betragenden Gebührensatzes waren Politiker verschiedener Richtungen interessiert. Sie machten sich aus propagandistischen, aber auch sozialen Gründen diese Forderung im Verwaltungsrat der Reichspost und im Reichstag zu eigen, ohne auf Entgegenkommen des Reichspostministers zu stoßen 7).

Zwar tabuisierten die nationalsozialistischen Machthaber nach dem 30. Januar 1933 die Höhe der Rundfunkgebühr, wiewohl sie vor diesem Datum zu den eifrigsten Befürwortern einer Reduzierung gehört hatten. Alle anderen Vorschläge jedoch machten sie sich schnell zu eigen. So riß bereits wenige Wochen nach seiner Ernennung zum Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels die Initiative an sich, da ihm an einer möglichst zahlreichen Rundfunkhörerschaft sehr gelegen war. Er wünschte sich ein Gerät, mit dem der örtliche Bezirkssender sowie der Deutschlandsender einwandfrei empfangen werden könnte. Möglichst preiswert sollte der neu zu konstruierende Apparat sein, damit ihn sich möglichst viele "Volksgenossen" würden leisten können 8). Als Preisvorstellung schwebte dem nationalsozialistischen Chefpropagandisten ungefähr 75 RM vor.

Unter diesen Bedingungen machten sich Konstruktionsingenieure der Radiofabriken Blaupunkt, Seibt und Telefunken ans Werk. Als einzige beteiligten sie sich an dem vom Propagandaministerium ausgeschriebenem Wettbewerb. Je ein Modell ging daraus hervor, wofür - wie zuvor vereinbart - jeweils gleiche Bauteile verwendet worden waren. Alle drei Prototypen glichen sich deswegen auch in ihrem elektrischen Aufbau und wiesen ähnliche qualitative Eigenschaften, z.B. bei der Trennschärfe sowie der Klangqualität, auf 9).

6) Vgl. Stefan Geldrich: Untersuchungen über die wirtschaftlichen Probleme des Rundfunks. Diss. Innsbruck 1942. S. 92.

7) Vgl. Hans Bausch: Der Rundfunk im politischen Kräftespiel der Weimarer Republik 1923-1933. Tübingen 1956. S. 65-69.

8) Vgl. Otto Griesing: Der Volksempfänger VE 301, in: Handbuch des deutschen Rundfunks 1939/40. Heidelberg 1939. S. 182.

9) Vgl. Aktennotiz über den Volksempfänger, o.D. (wahrscheinlich Mai 1933). Archiv AEG-Telefunken Braunschweig.

Den Zuschlag erhielt der von Otto Grießing, dem Chefkonstrukteur der Gerätefabrik Dr. Georg Seibt 10), gebaute Empfangsapparat. Er wies nach Ansicht einer eigens berufenen Kommission die überzeugenste "Chassis-Konstruktion" auf. Kastenförmig ausgebildet vermittelte sie "einen sehr stabilen Eindruck, wobei alle Widerstände, Kapazitäten und Leitungen vollkommen geschützt innerhalb des Kastens lagen". So sah Telefunken das preisgekrönte Gerät des Konkurrenten, dem man allerdings auch Nachteile nachzuweisen vermochte: "Die Skala bleibt unbeleuchtet. Auch werden keine Sendernamen aufgedruckt. Es ist lediglich eine Grad-einteilung vorgesehen." 11) (Abb. 2)

Für das unter Leitung von Gustav Leithäuser, dem Chef des Heinrich-Hertz-Instituts stehende Gutachtergremium, dem Mitarbeiter der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, der Industrie und des Reichsverbandes Deutscher Rundfunkteilnehmer angehörten, war die unbeleuchtete und namenlose Senderskala - wenn überhaupt - nur ein sekundäres Problem. Die Kommission, die schon im April 1933 ihre Arbeit aufnahm, interessierte vielmehr, ob der "Einkreis-Zweiröhrentyp", wie er salopp genannt wurde, die auf ihn gesetzten Hoffnungen auch voll erfülle. Ob also der Deutschlandsender (auf Langwelle) sowie der jeweilige Bezirkssender (auf Mittelwelle) auch wirklich überall in Deutschland empfangbar waren, standen im Mittelpunkt der Untersuchungen. Denn zwar - so schrieb Leithäuser über die Arbeit seiner Kommission zwei Monate später - ließen sich ziemlich genau Empfindlichkeit, Selektivität und Wiedergabequalität auch in einem Labor ermitteln, allein die praktische Erprobung aber zeige erst das "Verhalten des Empfängers gegenüber Störungsfeldern" und besonders, "mit welchen Feldstärken man an den einzelnen Empfangsplätzen zu rechnen (habe) und welche Schwierigkeiten in den einzelnen Gebieten Deutschlands (aufträten)". Auch müßte bei solchen Tests das Problem der Antenne mitüberlegt und -geprüft werden 12).

So bereiste denn die Leithäuser-Kommission fast ganz Deutschland und prüfte die Empfangsverhältnisse von Schleswig-Holstein bis Bayern und von der Rheinebene bis Ostpreußen. (Angeblich soll sie dafür sogar Flugzeuge benutzt haben 13). Dabei förderte sie überraschende Entdeckungen zutage: In ebenen Gebieten, beispielsweise in Norddeutschland, lagen die Leistungen des zu testenden Geräts weit über den seinerzeit der Industrie mitgeteilten Anforderungen, denn es konnten sogar ausländische Sender teilweise sehr gut empfangen werden. Anders verhielt es sich im Gebirge, insbesondere in tiefen Tallagen. Hier war der Deutschlandsender zumindest tagsüber kaum einwandfrei zu hören, während erst in den Abendstunden seine Lautstärke erheblich zunahm. Da aber gleichzeitig erfolgte Empfangsversuche mit Geräten, die mit einer weit größeren Zahl von Röhren ausgestattet waren,

10) Otto Grießing gehörte 1924/25 zur Direktion der Deutschen Stunde in Bayern; Vgl. auch: Sigfrid v. Weiher: Otto Grießing, in: Männer der Funktechnik (erscheint im Herbst 1983).

11) Aktennotiz über den Volksempfänger, o.D. (Wahrscheinlich Mai 1933). Archiv AEG-Telefunken Braunschweig.

12) Gustav Leithäuser: Empfangsversuche mit dem Volks-Empfänger, in: Funkbastler Jg. 1933. H. 27. S. 417 f.

13) Vgl. Eugen Hadamovsky: Dein Rundfunk. München 1934. S. 117.

keine besseren Ergebnisse erbrachten, ergab sich für Leithäuser die Konsequenz, daß dieses Problem nur von der Senderseite aus lösbar war 14).

Propagandaministerium, aber auch die Industrie konnten eigentlich ganz zufrieden sein mit Leithäusers abschließender Feststellung: "Zusammenfassend kann man auf Grund dieser Versuche angeben, daß der Typ des neuen Volksempfängers nicht nur das leisten wird, was von der Industrie für dieses Gerät festgesetzt wurde, sondern daß an den meisten Orten von Deutschland, besonders aber in der Norddeutschen Tiefebene durch die Verwendung von einer einfachen Eindrahtantenne von etwa 20 m Länge als Außenantenne, von dem Gerät weit mehr geleistet wird, als tatsächlich verlangt wird." 15)

Die Ergebnisse der detaillierten Prüfungen widerlegten eigentlich sämtliche Skeptiker, die noch kurz zuvor gegen einen billigen Volksempfänger Sturm gelaufen waren und Industrie und Handel gegen ein solches Gerät zu mobilisieren versucht hatten. Deren Abneigung gründete sich auf Spekulationen über den neuen Radioapparat und war auf eine unzureichende Information der Öffentlichkeit zurückzuführen. Aufgeschreckt durch einen Artikel im "Funkbastler", der sich von der nationalen Mission der Funkindustrie sprach, "Gemeinnutz vor Eigennutz" forderte sowie "Rundfunkempfänger zu viel niedrigeren Preisen als bisher" verlangte 16), formierte sich die Gegenbewegung.

In einer Front sahen sich der Reichsverband Deutscher Funkhändler, der Reichsverband des Deutschen Phono- und Radiohandels und der Verband der Funk-Industrie - ansonsten keineswegs ein Herz und eine Seele - vereint. Die Aussichten für den Absatz von Markenempfängern würde darunter leiden, falls ein Billigerät den Markt überschwemme, so argumentierten sie nahezu übereinstimmend. Insbesondere das Verbandsorgan für Funkhandel und Industrie, die vierzehntägig erscheinende Zeitschrift "Radio", spielte den Vorreiter. Deren Chefredakteur Walther H. Fitze, in diesem Falle nur unzulänglich informiert, polemisierte, daß "Volksempfänger" zu einem neuen Schlagwort geworden sei und viele Rundfunkhändler, die Konjunktur dieses Begriffes nutzend, jedwedes alte und unzulängliche Gerät mit dieser Bezeichnung in den Schaufenstern ausstellten. Er befürchtete weitere Rückschläge für die Produktion von und den Handel mit Radiogerät und prophezeite, daß sich die Fabrikanten weigern würden, ihre augenblickliche Fließbandherstellung aufzugeben und ihre "hochwertigen Erzeugnisse gegen einen Wald- und Wiesenempfänger mit all seinen Nachteilen einzutauschen". Er fuhr fort: Wenn ein "absolut überholter und unzureichender Empfänger in das Publikum ausgeschwemmt wird", dann habe das für die spätere Erschließung des Marktes unabsehbare Konsequenzen. Der Chefredakteur sah weit und breit nur Trostlosigkeit auf dem Weg zur 10.

14) Vgl. Leithäuser, Empfangsversuche ...

15) ebd.

16) Erich Schwandt: Das Problem des Volksempfängers 1933, in: Funkbastler 1933. H. 18. S. 273 f.

Funkausstellung, wenn die Industrie Quantität vor Qualität stelle 17). Und die Zeitschrift "Radiohändler" sah bereits einen Stillstand der empfangstechnischen Entwicklung heraufziehen, wenn viele Leute, die eigentlich sich einen Marken-Empfänger leisten könnten, stattdessen einen Volksempfänger kauften, an dem weder die Hersteller, noch die Verteiler etwas verdienten. Denn der Fortschritt kostete viel Geld, das nur am Marken-Empfänger verdient werden könne 18).

In dieser verworrenen Situation des Pro und Contra sah sich die "Wirtschaftsstelle für Rundfunkapparatefabriken" zu einem Aufruf in eigener Sache veranlaßt. Zur Beruhigung der ihr angeschlossenen Mitgliedsfirmen wies der Interessenverband darauf hin, der Volksempfänger sei für die minderbemittelte Bevölkerung entwickelt worden und wertete es als "gleichbedeutend mit wirtschaftlicher und sozialer Sabotage", wenn Käufer, die sich ein teureres Gerät leisten könnten, sich den Volksempfänger anschafften 19).

Diese Wirtschaftsstelle war ins Leben gerufen worden, um verbindliche Regelungen für den Rundfunkmarkt in die Wege zu leiten, wozu sich der (alte) Verband der Rundfunkindustrie als nicht fähig erwiesen hatte. Wer zukünftig mit Radiogerät handeln und in welcher Höhe Verkaufsrabatte eingeräumt werden durfte, bestimmte die neue Organisation, die damit eine Art Rundfunkkartell begründete 20). Um solche "marktregulierenden" Maßnahmen durchzusetzen, hatten bereits am 28. April 1933 28 Empfänger bauende Firmen einen allgemeinen Vertrag über den Absatz von Rundfunkgeräten - den "Rundfunkapparatevertrag" - geschlossen. Die gleichen Unternehmen verpflichteten sich sodann - mehr gezwungen als freiwillig, wie die Stimmen aus den Reihen ihrer Verbandsfunktionäre zeigt - auch zur Herstellung des "Volksempfängers" und legten die Produktionsquoten für jeden der 28 Vertragsunterzeichner fest. 100 000 Geräte in drei Versionen, einem Gerät für Wechselstrom, einem für Gleichstrom und einem für Batterieempfang, sollten zunächst in einer Art Probelauf produziert werden. Der Preis für den VE 301 - VE als Abkürzung für Volksempfänger, 301 in Erinnerung an den 30.1. (Januar), den Tag der "Machtergreifung" - wurde auf 76 RM festgelegt. Keine der am Vertragswerk beteiligten Firmen durfte einen einzelnen Empfänger, der diesen Preis unterbot, auf den Markt bringen 21).

Derart abgesprochen begann am 25. Mai 1933 die Produktion in den 28 Radiofabriken und 59 Zulieferbetrieben. Kurz danach trat die Wirtschaftsstelle auch erstmals mit detaillierten Informationen an die Öffentlichkeit, galt es doch beizeiten bei Händlern und Käufern Interesse zu wecken. Zur Funkausstellung im

17) Walther H. Fitze: "Der Volksempfänger" - das neue Schlagwort, in: Radio Jg. 11. 1933. H. 10. S. 227 f.

18) Vgl. Otto Kappelmayer: Der Volksempfänger - das Tagesgespräch, in: Radiohändler Jg. 10. 1933. H. 9. S. 456 f.

19) Lübeck: Entwicklungstendenzen des Rundfunks. (1940). Archiv AEG-Telefunken Braunschweig.

20) Vgl. Heinz Vollmann: Rechtlich-wirtschaftlich-soziologische Grundlagen der deutschen Rundfunkentwicklung. Borna 1936. S. 142 f.

21) Vgl. Heinz Pohle: Der Rundfunk als Instrument der Politik. Hamburg 1955. S. 254.

August 1933 sollte nämlich die erste Serie von 100 000 Stück zur Auslieferung fertiggestellt sein. Die Informationskampagne brachte einige Klarheit, so daß jetzt sogar Walther H. Fitze - der bisher heftigste Kritiker - sich vom technischen Konzept überzeugen ließ, sich gleichwohl aber darüber wunderte, daß ein "wirklicher Volksempfänger" immerhin noch 76 RM kosten sollte. Immerhin lobte er den dafür gebotenen Gegenwert sowie die in seinen Augen durchaus solide Arbeit. Jedoch ließ Fitze es sich nicht nehmen, Wasser in den Wein seines Lobes für die gute Qualität zu gießen. Er schrieb in der Zeitschrift "Radio": "Dies darf aber keineswegs so verstanden werden, daß nunmehr der Volksempfänger ein hochqualifiziertes Fernempfangsgerät ist. Er ist im Rahmen seiner primitiven Einkreissschaltung hochqualifiziert, hält naturgemäß aber den qualitativen und quantitativen Vergleich mit den Mehrkreisempfängern nicht aus." 22)

Doch das hatte auch niemand verlangt, denn es galt nach wie vor einzig und allein die Forderung, den Deutschlandsender und den örtlichen Bezirkssender empfangbar zu machen. Darauf hob denn auch nachdrücklich der Artikel in einer anderen Zeitschrift ab, die übrigens die alles in allem weitsichtigste Prognose zur zukünftigen Entwicklung des Geräts abgab. So schrieb Erich Schwandt in "Radio-Technik und Export" Ende Juni 1933, man erwarte vom VE 301 eindeutig einen zusätzlichen Umsatz, da dieses Gerät Bevölkerungsschichten dem Rundfunk öffnen werde, die sonst keinesfalls zu Radiohörern würden. Später würden dann Volksempfänger-Besitzer zu Käufern von höherwertigen Markempfängern. Schwandt ging also davon aus, daß der Volksempfänger einen werbenden Effekt auf die ganze Branche ausüben werde. Ob der zusätzliche Umsatz auch adäquaten Gewinn abwerfen werde, ob er "zu einem Geschäft" werde - wie der Autor sich ausdrückte - bei der Antwort auf diese Frage war er sich nicht ganz schlüssig. Denn der Volksempfänger sei nicht im Bewußtsein geschaffen worden, daß es "sich um ein Geschäft handelt", sondern dies Gerät sei "eine nationale Notwendigkeit". Und wenn der Handel sich für dieses Gerät einsetze, dann würde es trotz der geringen Verdienstspanne - sie lag, berechnet vom Endpreis, beim Einzelhandel zwischen 20 und 25 Prozent und beim Großhandel zwischen 32 und 35 Prozent 23) - "zu einem guten Geschäft zu kommenden Saison werden." 24) Die naheliegende Schlußfolgerung für Industrie und Handel konnte also nur lauten, über Massenproduktion und Massenabsatz Gewinn zumindest in existenzsichernder Form zu erzielen.

Unterstützt von der offiziellen Rundfunkpolitik, besonders durch die am 3. Juli 1933 gegründete "Nationalsozialistische Rundfunkkammer", entfachten Industrie und Handel einen Werbefeldzug, um möglichst viele potentielle Käuferschichten anzusprechen. Über das, was die Kammer für die Wochen vor der

22) Walther H. Fitze: Der deutsche Volksempfänger, in: Radio Jg. 11. 1933. H. 12. S. 275.

23) Vgl. Werner Siegfried: Das deutsche Rundfunkkartell. Diss. Erlangen 1935. S. 49.

24) Erich Schwandt: Der deutsche Volksempfänger, in: Radio-Technik und -Export (Beilage zu Helios Jg. 39) 1933. H. 25. S. 565 f.

Funkausstellung, die im August stattfinden und ganz im Zeichen des Volksempfängers stehen sollte, plante, informierte Paul Lambert Werber, das geschäftsführende Vorstandsmitglied dieser Organisation, im Juli 1933 die Konferenz der Intendanten: So sei an eine Mund-zu-Mund-Propaganda durch die Funkwarte gedacht, an Zeitungsartikel, Flugblätter und Plakate. (Abb. 3 und 4) Dreimal mußte in Reichssendungen auf Funkausstellung und Volksempfänger aufmerksam gemacht werden; mehrere fünf- bis zehnmütige Kurzbeiträge hatte jeder deutsche Sender auszustrahlen 25).

Angesichts eines derartigen Werbeaufwands nimmt es kein Wunder, daß bereits zu Beginn der Funkausstellung unter dem roten vogelähnlichen Signet des VE 301 das erste Kontingent von 100 000 Stück, von denen 75 000 Exemplare ein aus Kunststoff bestehendes Pressgehäuse, die restlichen 25 000 ein Holzgehäuse erhielten, bereits verkauft, d.h. bei der Industrie durch den Handel restlos geordert, aber zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs ausgeliefert waren. Trotzdem hing Propagandaminister Goebbels bei seiner Eröffnungsrede zur Funkausstellung am 18. August 1933 diesen Erfolg keineswegs an die große Glocke. Eher beiläufig erwähnte er, daß die diesjährige große Schau der Empfängerbauenden Industrie "ihre entscheidende Note durch den Volksempfänger erhält... In ihm ist die augenblickliche billigste Möglichkeit geschaffen, die breiten Massen wirksam in den Rundfunk einzuschalten. Technik und Industrie haben getan, was sie tun konnten, und es sei ihnen dafür der Dank der Regierung und damit der Dank des ganzen Volkes zum Ausdruck gebracht." 26)

Ganz anders trumpften hingegen die "Mitteilungen der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft" auf, hinter deren bombastischen Worten Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky vermutet werden darf. Der Pressedienst der RRG wies darauf hin, "dieses Gerät (sei nicht) geschaffen worden, um dem Deutschen das Rundfunkhören aufzuzwingen", der überwältigende Verkaufserfolg beweise aber nur "zu überzeugend, wie stark die Sehnsucht unseres Volkes ist nach einer unmittelbaren Verbindung mit seinem Führer." 27)

Diese Sehnsucht scheint in der Tat bestanden zu haben, aber auch das Verlangen vieler, nun endlich in den Besitz eines Radioapparats zu gelangen, sich dann aber keinesfalls nur des Führers Reden anzuhören. Denn im Vergleich zu den vorangegangenen Jahren stieg die Zahl der sich neu anmeldenden Rundfunkteilnehmer sprunghaft an. Gewiß erklärbar mit der sich allgemein verbessernden wirtschaftlichen Situation, der zurückgehenden Arbeitslosigkeit - aber und vor allem mit der Propaganda um und für den relativ preisgünstigen Empfangsapparat VE 301. So beschloß die Funkindustrie auf Drängen der mittlerweile (am 22. September 1933) ins Leben gerufenen Reichs-Rundfunk-Kammer bereits im November 1933 vom Volksempfänger in unveränderter Form das fünfte Hunderttausend in ihren Montagewerken und in den rund fünf Dutzend Zulieferbetrieben anlaufen zu

25) Mitteilungen der RRG 1933. H. 372. S. 2 f.
26) Das Archiv 1933. S. 767.
27) Mitteilungen der RRG 1933. H. 377. S. 2.

lassen. Und als besonderer Clou sollte das letzte Exemplar dieser fünften 100 000er Serie - wie verlautete - dem Führer und Kanzler Adolf Hitler überreicht werden "in Dankbarkeit und Verehrung für die hohe geistige und wirtschaftliche Zielsetzung, die er dem deutschen Rundfunk im Leben der Nation gegeben hat" 28). In der gleichen Verlautbarung wurde der Industrie, die ja zunächst so sehr gezögert hatte, rechthaberisch ins Stammbuch geschrieben: "Mit der Auflage von einer halben Million Volksempfängern zeigt sich, daß die nationalsozialistische Zielsetzung, die bei der Schaffung des Volksempfängers schon im Frühjahr 1933 eine Auflage von 500 000 Apparaten vorsah, Recht behalten hat, und daß jene Kreise, die die Auflageziffer im besten Falle auf 150 - 200 000 schätzten, nichts wissen von der Durchschlagskraft der nationalsozialistischen Rundfunkpropaganda" 29).

Um diesen ersten Schwung, erklärbar auch aus einem gewissen Nachholbedarf an Rundfunkgeräten überhaupt, nicht erlahmen zu lassen, wurden weitere flankierende Maßnahmen in die Wege geleitet. Noch im Herbst 1933 kam ein Vertragswerk zustande, um durch äußerst niedrige Ratenzahlungen weitere Käuferschichten für den Volksempfänger zu erschließen 30). Über eine Art Kredit-Vertrag, der zumeist mit dem zuständigen kommunalen Elektrizitätswerk zu schließen war, konnte jeder Käufer sofort in den Besitz eines Volksempfängers gelangen. Zunächst hatte er eine Anzahlung in Höhe von 7,25 RM zu leisten, der Restbetrag einschließlich eines "Finanzierungsaufschlags" in Höhe von 10,45 RM - immerhin 14-prozentige Zusatzkosten zum Nettopreis von 76,- RM - wurde in 18 aufeinanderfolgenden Monatsraten von je 4,40 RM jeweils zusammen mit der monatlichen Stromrechnung eingezogen 31). (Abb. 5)

Die weitere Entwicklung zeigte, daß der Volksempfänger zu einem quantitativ ins Gewicht fallenden Faktor wurde. Schon früh gestand die Industrie freimütig ein, daß das Gerät, das mit solch einem Werbeaufwand bedacht worden war, in jeder Hinsicht für sie zu einem Zusatzgeschäft geworden war und daß ihre anfänglichen Bedenken in der tatsächlichen Entwicklung keine Bestätigung fanden 32). So registrierten die Statistiker für das Jahr 1933 eine Verdoppelung und für 1934 eine Verdreifachung des Neuzuganges an Rundfunkhörern im Vergleich zum Jahr 1932. 1935 bis 1937 stagnierte hingegen die Zahl der Rundfunkneuzugänge etwa auf dem Niveau von 1934, d.h. bei rund einer Million jährlich mit geringfügigen Abweichungen nach oben und unten.

Demgegenüber standen die Absatzzahlen für die "konventionellen" Markenempfänger, die allen Unkenrufen zum Trotz sich kaum im Vergleich zu den letzten Weimarer Rundfunkjahren veränderten, sowie für den Volksempfänger. Die zeitgenössischen Statistiken weisen für das jeweils vom 1. August bis 31. Juli sich erstreckende Rundfunkjahr der Funkindustrie für 1933/34 eine Gesamtzahl von rund 1,7 Millionen abgesetzten Rundfunkempfangs-

28) Mitteilungen der RRG 1933. H. 39o. S. 2

29) ebd.

30) Vgl. Rundfunk in jedes Haus! in: Funk 1933. H. 45. S. 178.

31) Vgl. Holtschmidt: Volksempfänger... S. 16 f.

32) Vgl. Lübeck: Entwicklungstendenzen...

apparaten nach, wovon 650 000 Stück = 38 Prozent allein auf den Volksempfänger entfielen. Die entsprechenden Zahlen für 1934/35 lauteten: Von rund 1,95 Millionen verkauften Geräten erreichte der Volksempfänger mit 852 000 Stück einen Anteil von 44 Prozent. Dieser Prozentsatz ging dann für 1935/36 auf 35 und 1936/37 auf 24 zurück, um dann für 1937/38 wiederum anzusteigen, nämlich auf 28 Prozent. Mengenmäßig spielte demnach der Volksempfänger eine bedeutende Rolle auf dem Rundfunkmarkt, wertmäßig erreichte er jedoch bei weitem nicht annähernd diese prozentualen Anteile, was angesichts des niedrigen Preises kaum erstaunt. Sie schwankten zwischen rund 11 und 21 Prozent 33). Bereinigt um - vor allem - die Position Ersatzbeschaffung, die sich in den ersten nationalsozialistischen Rundfunkjahren naturgemäß nur auf die teils überholten, teils nicht mehr voll funktionstüchtigen Markenempfänger, teils auf einst selbstgebastelte Geräte beziehen konnte, errechneten weitere statistische Erhebungen, daß die Hörer- bzw. Teilnehmerentwicklung, d.h. der jährliche Zugang 1933 zur Hälfte, 1934 dann gut zu zwei Dritteln und 1935 dann wieder zur Hälfte vom Volksempfänger eindeutig beeinflußt wurde 34). Das heißt, hätte es den "Volksempfänger" nicht gegeben, dann wären Ende 1934 wahrscheinlich statt der tatsächlich gezählten 6 Millionen angemeldeten Geräte erst 5 Millionen, Ende 1935 statt rund 7 Millionen erst 5 1/2 Millionen, Ende 1936 statt über 8 Millionen erst 6 Millionen und schließlich Ende 1937 statt der tatsächlichen 9 Millionen erst 6 1/2 Millionen zu registrieren gewesen. (Abb. 6 und 7)

Es ist sicher müßig darüber zu streiten, ob tatsächlich bei Nichtexistenz des Volksempfängers die vermutete Teilnehmerentwicklung kontinuierlich mit einem Zugang von nur einer halben Million statt einer Million pro Jahr verlaufen wäre. Aber immerhin tauchte in der zeitgenössischen Diskussion das Argument auf, seit Ende 1932 seien in allen Rundfunkländern auch ohne Volksempfänger "außerordentliche Hörerzugänge zu verzeichnen" gewesen, die teilweise auf eine verstärkte Werbung für den Rundfunk zurückgeführt werden müßten. Zum anderen seien sie aber durch die innen- und außenpolitischen Spannungen der Gegenwart erklärbar, die das Publikum in verstärktem Maße zum Rundfunk hätten drängen lassen. Dadurch habe es in allen Staaten eine mehr oder minder starke Rundfunk-Binnenkonjunktur gegeben. Weiter wurde argumentiert: Durch die Politisierung des innerdeutschen Lebens und des deutschen Rundfunks wären ohnehin Hunderttausende neuer Rundfunkteilnehmer gewonnen worden, die allerdings dann gezwungen gewesen wären, zu teureren Geräten zu greifen, was dann allerdings bei wahrscheinlich geringeren Stückzahlen größere Umsätze gebracht hätte 35).

Trotz allem, trotz allen Propagandaeinsätzen konnte das Deutsche Reich im Vergleich zum Ausland, was seine Rundfunkdichte

33) Vgl. Paulus Genter: Der Einfluß der nationalsozialistischen Wirtschaftslenkung auf Herstellung, Preis und Vertrieb des deutschen Rundfunkempfängers. Diss. Berlin 1943. S. 61. 95.

34) Vgl. Lübeck: Entwicklungstendenzen...

35) Vgl. Vollmann: Rechtlich-wirtschaftlich-soziologische Grundlagen ... S. 157.

bezogen auf die Haushalte anging, keineswegs einen Spitzenplatz einnehmen. Darauf wies denn auch Goebbels in seiner Rede zur Eröffnung der 14. Großen Deutschen Funkausstellung 1937 hin, wenige Monate nachdem er eine neue Führungsgarnitur für den Rundfunk berufen hatte - möglicherweise als Konsequenz aus dieser ihm wenig befriedigenden Entwicklung 36). (Damals mußte Horst Dreßler-Andreß Hans Kriegler in der Leitung der Rundfunkabteilung weichen, und Heinrich Glasmeier wurde in die neu geschaffene Position eines Reichsintendanten und Generaldirektors der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft eingesetzt.) An diesem 20. Juli 1937 lobte der Propagandaminister zwar, daß Deutschland "das führende Rundfunkland Europas geworden" war, was die Zahl der Rundfunkteilnehmer anging. Am 1. Januar 1937 hatte nämlich - viel bejubelt - das Reich Großbritannien mit 8,2 Millionen gegenüber 7,9 Millionen Rundfunkteilnehmern überholt. Trotzdem stellte den Propagandaminister die Rundfunkentwicklung im fünften Jahr der nationalsozialistischen Diktatur, die zu diesem Zeitpunkt eine abflachende Kurve aufwies, nicht zufrieden. So betrug die Rundfunkdichte im Deutschen Reich Anfang 1937 bezogen auf die Haushalte nur 46,9 %, in den Vereinigten Staaten jedoch 78,3 %, in Dänemark 71,8 % und in Großbritannien 66,1 %. Das nationalsozialistische Deutschland mußte sich also bei diesem Vergleich mit einem vierten Platz begnügen. In aller Öffentlichkeit forderte Goebbels denn auch dazu auf, nicht "auf den erworbenen Lorbeeren auszuruhen" und gebot: "Es soll unser Ehrgeiz sein, auf diesem Gebiet nicht nur an der Spitze aller europäischen Länder, sondern an der Spitze aller Länder der Erde zu marschieren." Dieses Ziel könne und werde erreicht werden durch die Zunahme von rund fünf Millionen neuen Rundfunkteilnehmern 37).

Das Ziel war vorgegeben, es fragte sich nur, wie man dorthin gelangen sollte. Warum nicht, so dürften sich die Rundfunkfunktionäre gesagt haben, den gleichen Weg beschreiten, der sich - trotz der ministeriellen Kritik - als doch nicht ganz so erfolglos erwiesen hatte. So senkte die Industrie zu eben dieser Funkausstellung von 1937 den Preis des Volksempfängers von 76 RM auf 59 RM, eine Konzession, zu der sie nach einer Verbilligung der Röhrenpreise um 20 bis 30 % sowie weiterer Rationalisierung bei der Produktion des Geräts in der Lage war. Gleichzeitig stellte sie einen neuen Prototyp des Volksempfängers mit einem dynamischen Lautsprecher zum Preis von 65 RM vor 38).

Und im Jahr darauf kam dann ein Gerät auf den Markt, das als "Deutscher Kleinempfänger" (Abb. 8) oder - abgekürzt - DKE bzw. im Volksmund als "Goebbels-Schnauze" bekanntgeworden ist 39). Bei diesem Apparat zum Preis von 35 RM hatten die Lizenzinhaber erstmals auf ihre Lizenzgebühren verzichtet; er

36) Vgl. Arnulf Kutsch: Rundfunkwissenschaft im Dritten Reich. Diss. Münster 1980. S. 13 f.

37) Mitteilungen der RRG 1937. H. 507. S. 2 f.

38) Vgl. Holtschmidt: Volksempfänger... S. 48.

39) Vgl. Holtschmidt: Volksempfänger... S. 55.

konnte in noch kleineren Raten als der Volksempfänger, nämlich nach einer Anzahlung von 5 RM in 15 Monatsbeiträgen von je 2,30 RM erworben werden, wobei auf Antrag Bedürftigen der Abzahlungsaufschlag erlassen wurde. Dieser Kleinempfänger zum Niedrigstpreis sorgte dann dafür, daß der Gesamtabsatz an Geräten sowie die Anmeldungen neuer Teilnehmer wieder sprunghaft in die Höhe ging. So entfiel allein auf den DKE mit 930 000 Exemplaren im Jahr 1938/39 ein Anteil von 29 % aller verkauften Empfangsapparate (1939/40: 19 %; 1940/41 fast 50 %), während der Anteil des Volksempfängers weiter über 17 % (1938/39) und 14 % (1939/40) auf schließlich 0 % (1940/41) zurückging. Von 1933 bis 1943, dem Jahr, aus dem noch verlässliche Angaben vorliegen, entfielen von der Gesamtzahl in Höhe von 18,2 Millionen Geräte rund 4,3 Millionen (= 24 %) auf den Volksempfänger sowie 2,8 Millionen (= 15 %) auf den Deutschen Kleinempfänger, auf die beiden Gemeinschaftsproduktionen zusammen also 39 % 40).

Es bleibt die hypothetische Frage, ob über eine Gebührensenkung eine ähnliche Mobilisierung der Rundfunkteilnehmerschaft erreicht worden wäre. Gelegentlich hat die Rundfunkindustrie solche Gedanken versucht in die Diskussion einzubringen, um die vermeintlichen finanziellen Risiken breiter zu streuen, d.h. auch den Rundfunk zur Kasse zu bitten. Über die Rundfunkgebühreneinnahmen verfügte jedoch das Propagandaministerium, das einen Großteil dieser Erträge zur Finanzierung seiner eigenen Aufgaben beanspruchte und schon aus diesem Grund nicht daran rühren lassen wollte. Selbstverständlich setzte sich die Behörde als die politisch stärkere durch und verlangte von Rundfunkindustrie und -handel Opfer - wenn es denn überhaupt welche waren -, um das ganze Volk zu Rundfunkhörern zu machen.

40) Vgl. Gustav Lucae: 40 Jahre Rundfunkwirtschaft in Deutschland 1923-1963. Düsseldorf o.J. S. 133.

Das Volksempfangsgerät

ist durch die neue deutsche Erfindung der

Loewe Mehrfachröhren

geschaffen worden. Leichte Bedienung infolge einfachsten Schaltungsaufbaus, daher außergewöhnlich niedriger Preis und geringe Unterhaltungskosten im Gebrauch.

1. Loewe Ortsempfänger

Type O. E. 333 mit Loewe Dreifachröhre; Type 3 NF für Lautsprecherempfang des Ortssenders.

2. Loewe Fernempfänger

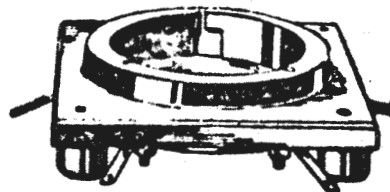
Type 2 H 3 N mit Fern- und Dreifachröhre für Lautsprecherempfang der meisten europäischen Sender.

Solvente Großhandelsfirmen für den Vertrieb gesucht.



LOEWE  **RADIO**

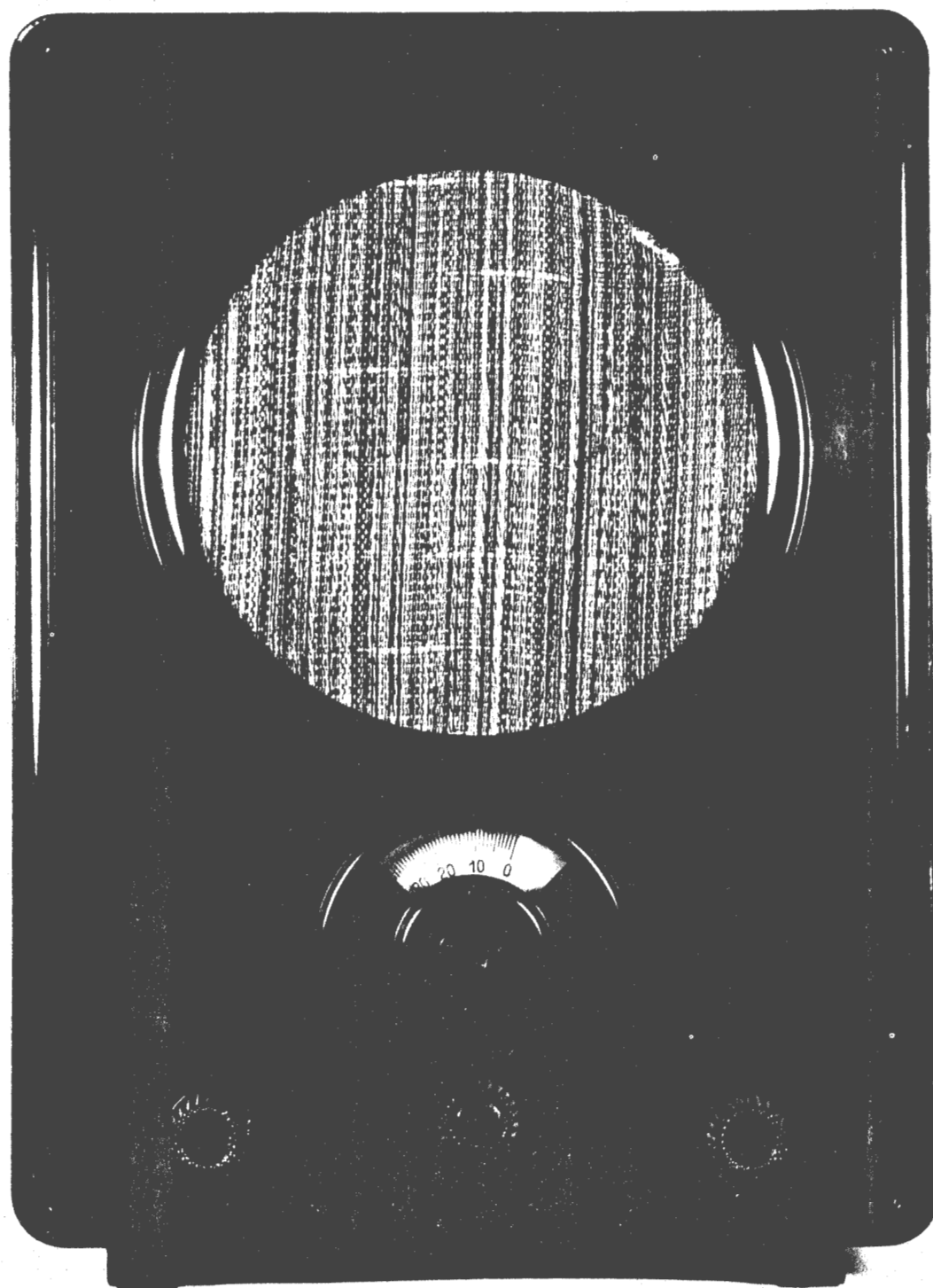
G. m. b. H.



BERLIN-STEGLITZ

• Wiesenweg 10.

Abb. 2



*auch Du
Rundfunk
teilnehmer
werden!*



Der deutsche Rundfunk ist in den letzten Jahren zu einem unentbehrlichen Lebensbegleiter des deutschen Volkes geworden. Wer sich von der Teilnahme am Rundfunk ausschließt, läuft daher heute schon Gefahr, auch am Leben der Nation vorbeizugehen

Abb. 5

Für den Käufer.

....., den

Kredit-Antrag Nr.

An das

Kommunale Elektrizitätswerk „Mark“ A.-G.

Hagen (Westf.)

Von der Firma

in:

kaufte

ich heute zu den untenstehenden und umseitigen Bedingungen einen

Volksempfänger VE 301

Hersteller:	No. Type	Barverkaufspreis	
		RM	Pfg.
		76.	—
Eine Anzahlung in Höhe von: leistete ich heute bei Ihnen in bar. ließ ich Ihnen heute überweisen		7.	25
Restbetrag:		68.	75
Finanzierungsaufschlag:		10.	45
Gesamtbetrag:		79.	20

Die restliche Gesamtsumme verpflichte ich mich in 18 aufeinanderfolgenden Monatsraten in Höhe von RM 4.40 je Rate mit den monatlichen Stromrechnungen, beginnend mit der nächst-fälligen Stromrechnung, zu zahlen.

Name:
(Eigenhändige Unterschrift)

Beruf: Wohnort:

Genau Postadresse:

Stromrechnungs-Nr.

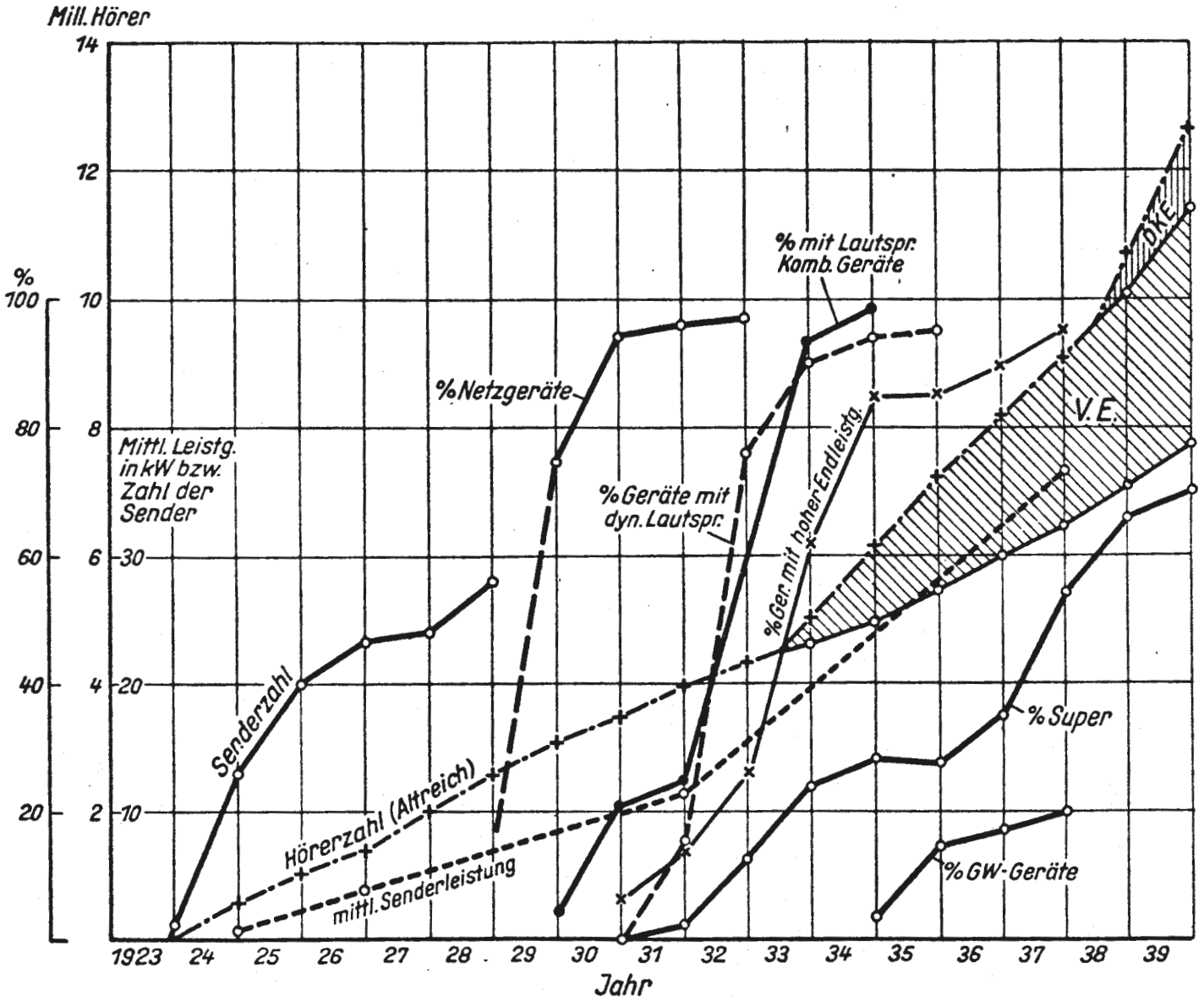
Der getätigte Verkauf wird von mir bestätigt:

Name des Händlers:

Wohnort: Genau Postadresse:

Bearbeitungsvermerke:

Abb. 6



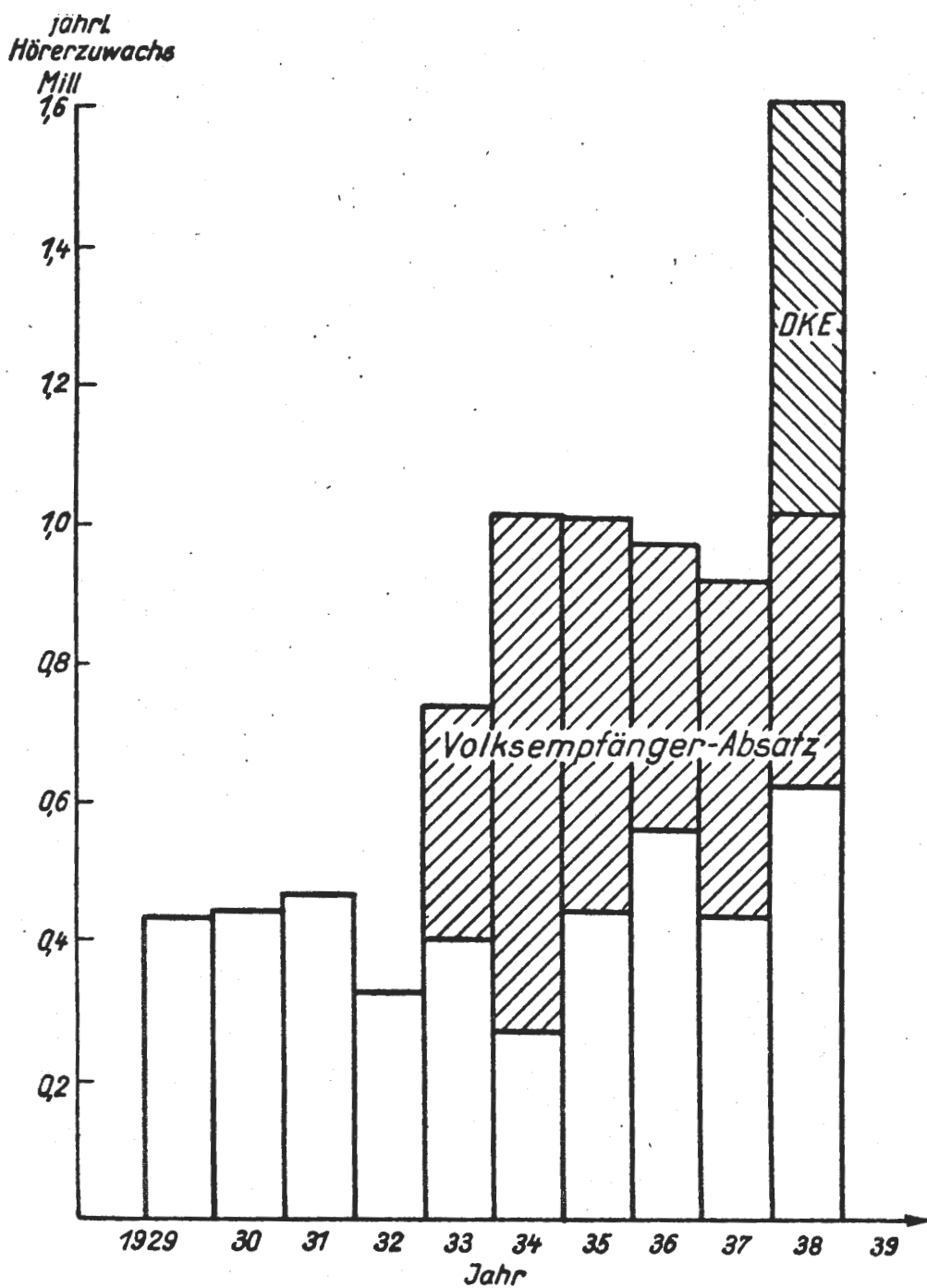
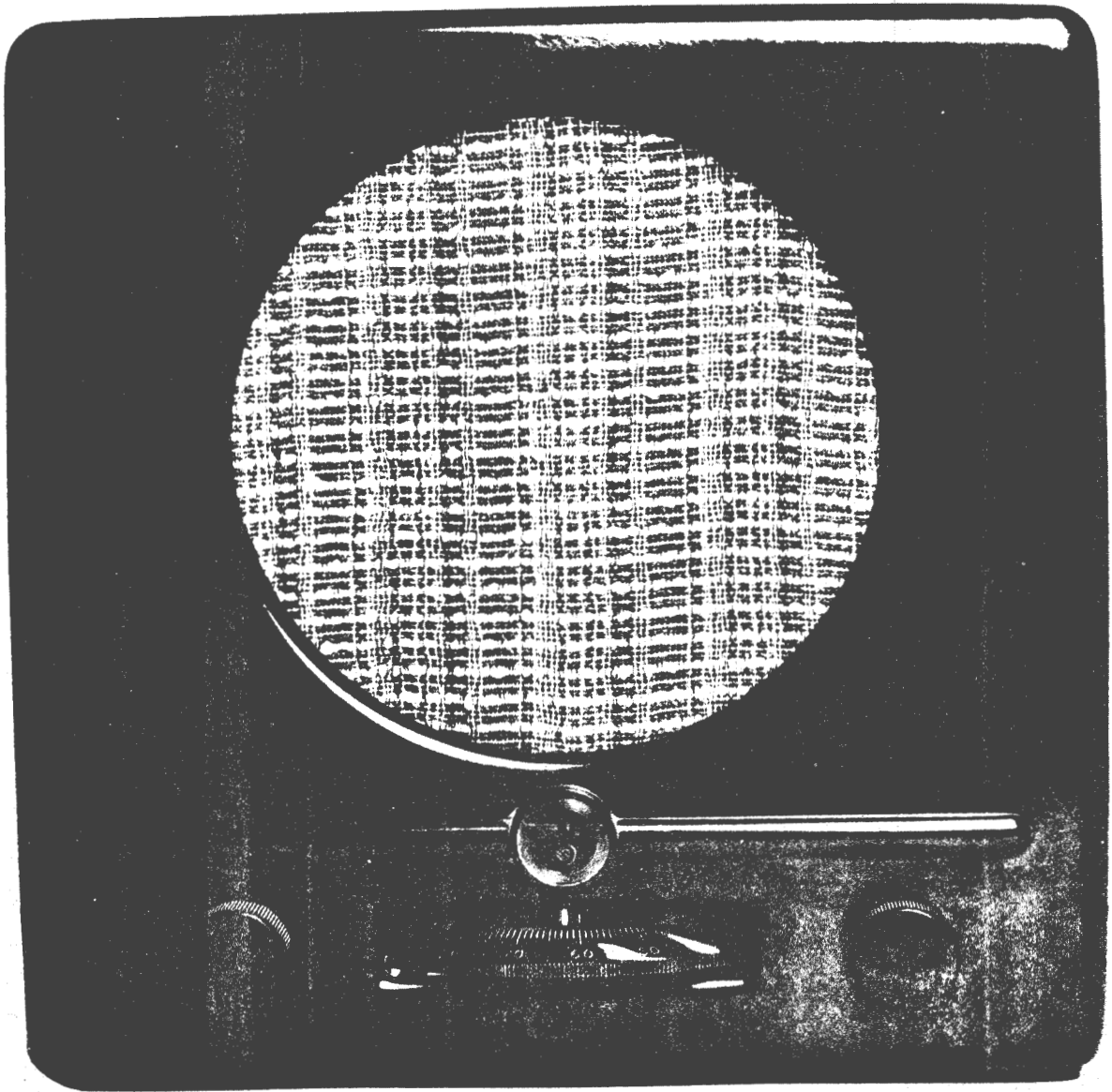


Abb. 8



Brundhild Elfert und Winfried B. Lerg
LITERATUR UND RUNDFUNK UND LITERATUR UND RUNDFUNK UND ...
Vorlaute Bemerkungen zu neueren Arbeiten

Der Ausdruck soll ein Verhältnis beschreiben: "Literatur und Rundfunk". Alfred Döblin hat ihn gewiß nicht erfunden, wählte ihn aber als Überschrift für sein Referat auf der Kasseler Tagung zum Thema "Dichtung und Rundfunk" im Jahre 1929. Gerhard Hay holte den Ausdruck wieder hervor und setzte ihn aufs Titelblatt seiner 1975 erschienenen Aufsatzsammlung. Peter Groth und Elmar Lindemann werden gewiß nicht die letzten gewesen sein, die dieser Beziehung eine besondere Originalität meinen abgewinnen zu müssen, obwohl mittlerweile eine gewisse modische Zuneigung für "Radio" nicht zu übersehen ist. Das Verhältnis "Literatur und Rundfunk", betrachtet auf den Objektischen der Literaturwissenschaft, reißt die Forscher immer wieder von den Stühlen; wenn sie sich wieder gefangen (und ein paar Programmzeitschriften durchgeblättert) haben, dann erheben sie ansehnliche Listen mit Namen, die heute "Literatur" ausmachen. Mit einem solchen Katalog geschichtsmächtiger Persönlichkeiten des Wortes oder der Musik - die vielen anderen, die heute "kein Mensch" mehr kennt, sind selber schuld - gehen jene Forscher auf die Suche nach Texten, und siehe da, diese Persönlichkeiten haben nicht nur aus ihren Werken vorgelesen (wofür ihnen das Reichsgericht 1926 erst einmal ordentliche Tantiemen besorgt hat), sondern sogar eigens für das neue Medium gedichtet (wofür das Honorar alsbald auch nicht zu verachten war). Nach längerer definitiver Umschweife fand und hielt sich endlich auch ein richtig schöner Gattungsbegriff: "Hörspiel". Nun konnte es losgehen. Die exegetischen Messer wurden gewetzt, Einstiege gebaut, Ansätze ausgelegt, Zugriffe gewagt, Einschätzungen erwogen, Paradigmen gewechselt und diverse Ideologien kritisiert, damit man von denselben ausgehen konnte beim phantasievollen Interpretieren, lieber noch beim scharfsinnigen Analysieren, liebe Zeit, beim theoretischen Aufarbeiten. Was macht es da schon, daß die Texte selten, ihre Überlieferung unsicher, die Umstände ihrer Herstellung und Verbreitung nicht verstanden wurden. Wer sollte sich da noch bei philologischen oder gar medienhistorischen Nachdenklichkeiten aufhalten, wenn es galt, die gültige Deutung des deutschen Hörspiels oder des Feature auf die Beine und/oder auf den Kopf zu stellen?

Die Berliner literaturgeschichtliche Untersuchung zur Geschichte des Hörspiels von Peter Groth ergänzt und vertieft die umfangreiche Tübinger literaturgeschichtliche Arbeit von Christian Hörburger über das Hörspiel in der Weimarer Republik 1). Während Hörburger einen systematisch angeordneten großen Überblick versucht hat und dabei notwendigerweise verkürzt argumentiert,

1) Peter Groth: Hörspiele und Hörspieltheorien sozialkritischer Schriftsteller in der Weimarer Republik. Studien zum Verhältnis von Rundfunk und Literatur. - Berlin: Verlag Volker Spiess 1980 (= Hochschulschriften Medien 20), 331 Seiten. Christian Hörburger: Das Hörspiel der Weimarer Republik. Versuch einer kritischen Analyse. - Stuttgart: Akademischer Verlag Hans-Dieter Heinz. 1975 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik Nr. 1), 502 Seiten.

was dann auch prompt zu besonders zugespitzten Urteilen führt, hält sich Groth, "personenorientiert", wie er das nennt, an Autoren: Hermann Kesser, Friedrich Wolf, Felix Gasbarra, Georg W. Pijet, Ernst Ottwalt (Hanns Eisler) und - einmal wieder sehr ausführlich - Bert Brecht. Die Beiträge der Schriftsteller und Dramatiker zum Literaturprogramm des Rundfunks während der ersten deutschen Republik werden nach dem inzwischen wohlfeilen, weil äußerst dehnbaren Reglement ideologiekritischer Interpretation der literarischen Formen in ihren politischen Rahmenbedingungen untersucht. Dabei bestimmt selbstverständlich Peter Groth vorneweg, welcher der von ihm gefundenen Autoren die Ehre sozialkritischer Beispielhaftigkeit zuteil werden sollte. Alsdann wird er zum Deuter und bringt auf seine vorgedachte Reihe, was die Texte hergeben zur "theoretischen Intention" der Autoren für ihre rundfunkliterarische Arbeit, zu deren "praktischer Realisierung im Hörspiel" und schließlich zur "Wirkung der Hörspiele auf die Hörspielkritik". Dann stellt er ein Schubladenkömmödchen für die Autoren und ihre Rundfunkwerke auf und legt jeweils ein paar Namen in die drei Laden, die er etikettiert mit den Aufschriften: "demokratisch engagiertes Hörspiel", "kommunistisches Hörspiel" und "sozialistisch-utopisches Hörspiel". Sein Kriterium für die Einordnung sollte sein, ob sich bei den Autoren und ihren Werken Unterschiede ausmachen ließen, was deren "spezifische Annahmen über die grundsätzliche Funktion des Rundfunks und seiner Verwendung" anging. Wie bei derlei kategorialen und kriterialen Klimmzügen nicht anders zu erwarten, paßten manche Autoren am Ende in mehrere Schubladen (wie Brecht), oder aber in einer Lade fand sich am Ende nur ein Autor (natürlich Brecht). Zur besseren Einsicht in die Rundfunkgeschichte hat diese Studie nur wenig Neues zu bieten. Das schnelle Wort, der Rundfunk sei "unter Ausschluß der Öffentlichkeit zunächst als Militärfunk (1904), dann als Wirtschaftsfunk (1920)" entstanden, wird auch dadurch nicht zum plausiblen Aperçu, daß es nun schon in die literaturwissenschaftliche Essayistik eingegangen ist 2). Allenfalls die Programmhistoriker mögen sich, sofern sie biographischer Zubringerdienste bedürfen, in Personenkapiteln umtun, ob sie mit den dort mitgeteilten Sachverhalten und Bewertungen etwas anfangen können. Dabei ist überdies noch die Frage, ob Groth bei seinen gesellschaftspolitisch weitgespannten Auslegungen der Hörspiele auch einwandfreie Texte, Produktions- und Senderunterlagen verwendet hat, was ein penibler Hörspielhistoriker wie Reinhard Döhl immerhin bezweifeln muß 3). Mag sein, daß in literaturgeschichtlichen Seminaren, wo man sich in rührender Ahnungslosigkeit wieder einer tiefensten Medienkritik und kulturgeschichtlicher Schauweisen befleißigt, aus solchen Werken ein bescheidener Gewinn zu ziehen ist. Die Rundfunkgeschichte jedenfalls, die Programmgeschichtsschreibung zumal, sieht sich mit den meisten dieser Arbeiten ins Bermuda-Dreieck versetzt.

Das sollte nun einmal ganz anders werden. Mit ein paar Semestern Publizistik (im Nebenfach in Bochum) und einer Redakteursausbildung (bei der "Westfälischen Rundschau" in Dortmund) mußte

2) Vgl. Irmela Schneider: Radio-Kultur in der Weimarer Republik. In: Sprache im technischen Zeitalter. Heft 85/15.3.1983. S. 72.

3) Vgl. Reinhard Döhl: Hörspielphilologie? In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft. Bd. XXVI, Stuttgart 1982. S. 491 f.

das doch zu schaffen sein, sagte sich Elmar Lindemann und bot seinem Doktorvater Paul Raabe in Göttingen "Studien und Quellen zum literarischen und literarisch-musikalischen Programm" der Berliner Rundfunkgesellschaft in den Jahren 1923 bis 1932 als Promotionsschrift an 4). Die Arbeit war 1978 abgeschlossen und ist 1980 als Dissertationsdruck in zwei Bänden eingereicht worden. Weil sie nicht im Buchhandel erhältlich ist, sei ihr Aufbau hier knapp skizziert. Der erste Band enthält die "Studien", der zweite die "Quellen", um bei den im Untertitel benutzten Begriffen zu bleiben. Die Darstellung im ersten Band beginnt mit einer stellenweise recht selbstbewußten Vorbemerkung. Der erste Hauptteil, mit der unfreiwillig-komischen Überschrift "Rundfunk - ein Mediensproß ohne Ahnen" (was übrigens historisch unzutreffend ist), behandelt in drei Kapiteln die technischen, die politischen Voraussetzungen und die publizistischen Bedingungen, - auf knapp 77 Seiten. Es ist immer wieder das gleiche Spiel: jeder will partout erst einmal die Rundfunkgeschichte ganz neu schreiben, bevor sie oder er zur Sache kommt. Anstatt mit einem Überblick zum Thema hinzuführen und im übrigen auf die Literatur zu verweisen, werden eigensinnige Schußfahrten durch die rundfunkhistorische Landschaft vollführt, Gefahren ausgemacht, wo gar keine sind, Hindernisse stolz überwunden, die längst ausgeräumt worden sind, Erkenntnisse aus Quellen gewonnen, die inzwischen vertrocknet sind und nichts mehr hergeben. Das Ergebnis solcher Schnellkurse ist, gelinde gesagt, unbefriedigend und vor allem für die Benutzer wenig praktisch, denn zu viele längst korrigierte Fehler und wiederholt aufgeklärte Streitfragen werden ihm nun noch einmal unter die Nase geschoben, so, als sei in der Rundfunkgeschichtsschreibung überhaupt nichts geschehen, bis Elmar Lindemann sich ihrer angenommen hat.

Glücklicherweise ist er auf Seite 78 dann bei seinem Thema angelangt, das den "Themen und Gattungsformen des Programms", des literarischen und des literarisch-musikalischen Programms der "Funk-Stunde" Berlin gilt. Er unterscheidet literarische und literarisch-musikalische Vorträge sowie Diskussionen und Streitgespräche. Schließlich erörtert er einzelne Gattungsformen (Originaladaptionen und Bearbeitungen literarischer Vorlagen, Lehnformen aus Presse- und Buchwesen) und reflektiert über etwas, das er den "Materialstil des Rundfunks" nennt. Im letzten Kapitel wird das literarische Programm als "Ergebnis eines Personalmonopols" erkannt; gemeint ist offenbar mit dem Personalmonopol das Triumvirat Friedrich Georg Knöpfke, Alfred Braun und Hans Flesch. Die Standardquellen für seine Untersuchung waren die Programmzeitschriften "Die Funk-Stunde" und "Der Deutsche Rundfunk". Die Argumente für die Wahl des Programms der Berliner Rundfunkgesellschaft (früheste Gründung, Reichshauptstadt, deutsches Kulturzentrum, gute Quellenlage) mögen einleuchten, aber die These, das Berliner Programm stehe für "mehr als pars pro toto", ist forschungslogisch abwegig.

4) Elmar Lindemann: Literatur und Rundfunk in Berlin 1923-1932. Studien und Quellen zum literarischen und literarisch-musikalischen Programm der "Funk-Stunde" AG Berlin in der Weimarer Republik. - Göttingen. Phil.Fak., Diss. vom 13./21. Juli 1978 (Berlin: Papyrus-Druck 1980). Bd. I: 317 Seiten, Bd. II: 375 Seiten.

Und was die Begründung seiner Themenkombination angeht, so bringt er sie sehr schnell hinter sich, - auf zwei Seiten (Band I, S. 78/79). Während er es beim literarischen Programm für sinnvoll hält, "Tendenzen, Gattungsentwicklungen, Repertoireuntersuchungen und Interpretenvergleiche auf der Basis einer quantitativen Analyse" (!) herauszuarbeiten, so meint er, daß beim musikalischen Programm "Ergebnisse über Stilrichtungen, Komponisten, Besetzungen und aufführende Interpreten aus der Sicht der Rundfunkseite nur einen begrenzten statistischen Aus-sagewert hätten". Im übrigen sei das allgemeine Konzertwesen ohnedies vom Rundfunk kaum beeinflußt worden.

Ob dies beim allgemeinen Literaturbetrieb der Fall war, muß allerdings auch bezweifelt werden. Immerhin dürfte die Rolle des Rundfunks als Einnahmequelle für Musikberufe nicht zu unterschätzen gewesen sein, zumal da es hier problemloser zuzugang als beim Literaturprogramm. Eine Begründung für die Wahl der Sparte Literatur als Untersuchungsgegenstand wird nicht ausdrücklich gegeben. Auch hält sich Lindemann gar nicht mit der Definition seiner analytischen Kategorien auf, sondern wirft ein Schlepp-netz über die Programmausdrucke der Rundfunkzeitschriften und wartet, ob etwas drin hängenbleibt, was mit Literatur zu tun haben könnte. Beim ersten Blick auf seine Ausbeute findet er auch Wortsendungen, die von Musik handeln und offenbar musika-lische Elemente enthalten. Was nun? Flugs richtet er eine neue Kategorie namens "musikalisch-literarisches Rundfunkprogramm" ein. Wenn das dreißig Jahre alte Wort von Bernard Berelson noch gilt - und nichts spricht dagegen -, dann steht und fällt eine Inhaltsanalyse mit ihren Kategorien. Eine Untersuchung bringt nur dann etwas, wenn ihre Kategorien genau formuliert, an der wissenschaftlichen Fragestellung orientiert und dem zu unter-suchenden Inhalt angemessen sind. Unter diesem Gesichtspunkt hat Lindemann einen riesigen Aufwand getrieben, aber sein Er-gebnis ist ein Flop. Seine Kategorien lassen weder sein For-schungsziel erkennen, noch sind sie stoff- und formengeschicht-lich umfassend, noch schließen sie sich gegenseitig aus, sind also nicht unabhängig voneinander. Überdies bezieht er sie aus höchst verschiedenen Klassifikationen (oder Pseudo-Klassifika-tionen), denn stoffgeschichtliche ("Autoren" und "Themen") und formengeschichtliche ("Gattungsformen") Untersuchungseinheiten geraten ständig durcheinander. Nichts in seiner Darstellung, im Anhang oder im Literaturverzeichnis deutet darauf hin, daß Lindemann einmal etwas von der Methodologie der Inhaltsanalyse gehört hat, von der objektiven, systematischen und quantitati-ven Beschreibung von Textbedeutungen. Dieser fundamentale Man-gel, der offensichtlich auch seinem Promotionsreferenten nicht aufging, hat zur Folge, daß die Ergebnisse seines ungesteuerten Fleißes programmgeschichtlich völlig unbrauchbar sind, ein-schließlich der in Band II mitgeteilten 4.431 Titel von Pro-grammbeiträgen, für die behauptet wird, sie stellten das lite-rarische und literarisch-musikalische Programm der Funk-Stunde vom 3. November 1923 bis zum 31. Dezember 1932 dar. Bei seinen statistischen Auswertungen (Sendezeit des Gesamtprogramms, Sen-dezeit des literarischen Programms, Anteil der Gattungen am literarischen Programm in Sendeminuten) kommt es dann selbst-verständlich zu unübersehbaren Unstimmigkeiten, allein weil die Untersuchungseinheiten ja nicht eindeutig definiert worden

sind und weil nicht zuletzt deshalb bisweilen der Forscher selbst den Überblick verloren hat. Die Kritik an Konzeption, Ausführung und Resultat soll durch einige wenige Beispiele illustriert werden.

Das fängt schon bei den Quellen an: warum zieht er für den Zeitraum November 1924 bis Dezember 1925 nicht die "Funk-Stunde", sondern den "Deutschen Rundfunk" heran? Warum gibt er sich mit den unvollständigen Übersichten in den Mehrjahresrückblicken der "Funk-Stunde AG" zufrieden? Versteht er so wenig von den Produktionsbedingungen des Mediums, daß er seine Zähleinheiten "Autoren" und "Rezitatoren" nicht auseinanderhalten kann? Bei den meisten Märchenprogrammen beispielsweise zählt er nur die Rezitatoren, nicht aber die Autoren, so daß seine Autorenstatistiken dadurch nichtssagend werden. Weil er seine Untersuchungseinheiten nicht klar definiert, sortiert er einmal auseinander, was er ein anderes Mal zusammenwirft (z.B. "Erzählung der Woche" und "Autorenlesungen" oder "Stunde der Lebenden" und "Porträts/Dichterstunde"). Umgekehrt wird Zusammengehörendes zu besonderen "Gattungen" erklärt; z.B. sind Sendespiele der Jugendbühne einmal eine eigene Gattung, dann wieder gehören sie zu den Sendespielen allgemein. In die zur Gattung erklärte Sparte "Märchen- und Jugendstunde" - Inhaltsanalytiker haben ihr Haupt längst verhüllt, doch spätestens hier wird den philologischen Textsystematiker das kalte Grauen packen - wird ein buntes Allerlei gestopft: Märchenspiele und -erzählungen, Autorenlesungen, Vorträge sowohl für Kinder, Jugendliche als auch für Erwachsene. Vieles wurde offenbar schlicht übersehen, allein 1924 rund dreißig und 1930 fast fünfzig Kinder- und Jugendprogramme. Programmstrukturen lassen sich auch nicht beschreiben ohne Kenntnis der Programmorganisation, besonders der zeitlichen Organisation von Tag, Woche, Monat. Lindemanns Berechnungen von Sendezeiten, beispielsweise die Dauer des Tagesprogramms und seine Entwicklung, sind statistisch haltlos. Seine Daten einmal mit den in der Literatur bereits vorhandenen Angaben zu vergleichen, kommt ihm offenbar gar nicht in den Sinn. Selbst Widersprüche bei den von ihm selbst erhobenen Zeitangaben fallen ihm nicht auf, - und auch nicht seinem Promotionsreferenten, gar nicht zu reden von widersprüchlichen Behauptungen wie der, daß 1928, dann (zehn Seiten weiter) aber schon 1926 "sämtliche Gattungs- und Sendeformen" vorhanden gewesen seien.

Als Beispiel für die nicht anders als phantasievoll zu nennende Vorgehensweise bei der Erhebung sei angeführt, wie Lindemann Programmbeiträge von 1928 in seine Schublade "musikalisch-praktische Vorträge" einsortiert; er schreibt (Bd. I, S. 215): "Der erste Vortrag, der die Hörer direkt zur Interaktion auffordert, findet im Rahmen der Kinderstunde statt und richtet sich an einen gezielt ausgesuchten, begrenzten Hörerkreis: Fritz Jöde, der Gründer der Singbewegung und Professor an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik, nennt seine Sendereihe, die im Rahmen der Märchenstunde läuft und insgesamt viermal ausgestrahlt wird, 'Funkheinzelmanns Singestunde - Liederspielmärchen mit Fritz Jöde' ... offensichtlich hat diese Sendeform wenig Resonanz gefunden, denn es gibt keine ähnlichen weiteren Veranstaltungen." Nun, 1. geht aus dem Programmausdruck nirgends hervor, daß

"Hörer direkt zur Interaktion" aufgefordert wurden; 2. handelt es sich keineswegs um "Vorträge", sondern um Lesungen teilweise dramatisierter Märchenepisoden mit Kinderliedern zum Mitsingen; 3. war es nicht Jödes Sendereihe, sondern ein Programm des Funkheinzelmans Hans Bodenstedt; Jöde leitete nur die Singstunde; 4. umfaßte die Reihe nicht vier, sondern dreizehn Sendungen; 5. gab es doch ähnliche "weitere Veranstaltungen", nämlich im Jahre 1931 sechs Programme, wovon Lindemann jedoch nur eines gefunden hat; die Ähnlichkeit zu den früheren Programmen hat er nicht erkannt.

Endlich eine Spur von Programmgeschichte? **Mitnichten.** Ein ehrgeiziger Versuch scheiterte an einer bisweilen recht überheblichen Ignoranz, eine Zumutung für alle, die sich hoffnungsvoll diese beiden Bände über Fernleihe beschaffen und sie enttäuscht aus der Hand legen müssen.

BIBLIOGRAPHIE

Zeitschriftenlesen 28 (1.3. - 31.5.1983 und Nachträge)

- Friedhelm Acksteiner: Das BRD-Fernsehen und die Monopolbourgeoisie, in: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus. 1982. H. 6. S. 308-310.
- Aufzeichnungen zur Rundfunkgeschichte Deutschland. Vor 50 Jahren in einem Rundfunkhaus. T. 2-7, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 3. S. 65-67, Nr. 4. S. 94-96, Nr. 5. S. 113-115, Nr. 6. S. 145-146, Nr. 7. S. 176-177, Nr. 8. S. 187-188. Erinnerungen an die nationalsozialistische Machtergreifung im deutschen Rundfunk.
- Gerd Bacher: Reform als Dauerzustand, in: ORF-Almanach. 1983. S. 11-18. Rechenschaftsbericht über die Amtsperiode 1978-1982 des ORF-Intendanten.
- Werner Bader: 30 Jahre Deutsche Welle. In 34 Sprachen um die Welt, in: Weltweit hören. Jg. 11. 1983. Nr. 5. S. 36-38.
- W(infried) Ba(umann): Radiobrás in Deutsch. Noch Platz für neue Ideen, in: Weltweit hören. Jg. 11. 1983. Nr. 5. S. 33. Radiobrás (Rádio Nacional do Brasil) ist der brasilianische Auslandsrundfunk.
- Klaus Bednarz: Zwischen Neugier und Propaganda... Als Fernseh-Korrespondent im Osten, in: W & M. Weiterbildung und Medien. 1983. Nr. 1. S. 8-10.
- Georg Betz: Was "Derrick" und "Dallas" verschweigen. Kirche im Alltag kommt nicht vor, in: Hinweise, Nachrichten, Berichte, Anregungen des Bistums Essen. Jg. 12. 1983. H. 2. S. 35.
- Christian von Chmielewski: Hier ist die Deutsche Welle ... Die Anfänge des Senders beim NWDR Köln. T. 1, in: WDR print. Nr. 85. 1983. S. 5.
- Ansgar Diller: Die Entwicklung des deutschen Rundfunks zum Staatsrundfunk. T. 1-2, in: Frankfurter Rundschau. Jg. 39. 1983. Nr. 40. S. 9-10, Nr. 41. S. 11-12. 1. Für die Machtübernahme präpariert. Die Weimarer Republik. 2. Der Widerstand blieb folgenlos. Die Zeit nach 1933.
- Ansgar Diller: Vor 50 Jahren: Nationalsozialistische Machtergreifung im Rundfunk. T. 6-7, in: Funk-Korrespondenz. Jg. 31. 1983. Nr. 8. S. 5-9, Nr. 10. S. 3-5.
- DW-Geschichte: 30. Geburtstag im neuen Funkhaus. (8 Beiträge), in: DW Report. 1983. Nr. 1. S. 2-16.
- Gilles Fabre-Rosane: Eine audiovisuelle Revolution? Die weitgesteckten Ziele der französischen Rundfunkreform (1983), in: Dokumente. Jg. 39. 1983. H. 1. S. 44-53.
- Fassbinder: (4 Beiträge), in: Contemporary German television. Museum of Broadcasting, March 8 - April 30, 1983. New York 1983. S. 17-28.
Andrew Sarris: Fassbinder: his work in television, Peter Märthesheimer: Working with Fassbinder, Günter Rohrbach: On Rainer Werner Fassbinder's death: Fassbinder: program synopses.
- Michael Freund: Supermärkte in der Luft. Warum das US-Radio so ist, und ob man daraus etwas lernen kann, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 2/3. S. 46-49.
- Ingrid Geretschlaeger: Entwicklung und Ausprägung des Kinderfernsehens in Australien, in: Communicatio socialis. Jg. 16. 1983. Nr. 1. S. 35-44.

- Wolfgang Gessler: Mit Feder und Mikrofon für die Umgestaltung des Landes. Die Entwicklung der Massenmedien in der VDR Laos, in: Neue Deutsche Presse. Jg. 37. 1983. Nr. 5. S. 24-25.
- V.V. George: Educational media in Malaysia, in: Media Asia. Vol. 9. 1982. Nr. 4. S. 213-217.
- Indranee Herat Gunaratne: Some thoughts on educational broadcasting in Sri Lanka, in: Media Asia. Vol. 9. 1982. Nr. 4. S. 226-230.
- Elke Hilscher: Zur Integration deutscher Emigranten in den französischen Rundfunk nach 1933, in: Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945. Hamburg 1981. S. 160-167.
- Heinz-Josef Hubert: Der ewige Anfänger. Ein Gespräch zum Geburtstag. Ein Denkmal wird 70: Der besessene Journalist Werner Höfer, in: WDR print. Nr. 83. 1983. S. 7.
- August Hülsmann, Heinrich Seeger: Rundfunk als Klassenschranke? Arbeiter-Radio der Weimarer Zeit zwischen Bastelleidenschaft und Staatsraison. T. 2, in: Journal für Publizistik & Kommunikation. Jg. 2. 1983. H. 1. S. 43-48.
- Friedrich Wilh(elm) Hymmen: Bruder im Kaukasus? Zum 30jährigen Sendejubiläum der Deutschen Welle, in: Kirche und Rundfunk. 1983. Nr. 34. S. 3.
- Friedr(ich) Wilh(elm) Hymmen: Rundfunkindustrie vor 1945. T. 1-2, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 2/3. S. 97, 99. 1. 1913-1924, 2. 1925-1945.
- Lesley Johnson: The intimate voice of Australian Radio, in: Historical Journal of Film, Radio and Television. Vol. 3. 1983. Nr. 1. S. 43-50.
- Konrad Kraemer: Kirche und Medien - ein gestörtes Verhältnis, in: Die Zeitung als Persönlichkeit. Festschrift für Karl Bringmann. Düsseldorf 1982. S. 147-164.
- Adalbert Kukan: Telefon-Hirmondo. Der Telefon-Bote in Budapest. Der Vorläufer des Rundfunks wird 90, in: Kultur & Technik. Jg. 7. 1983. H. 1. S. 50-53.
- Landesstudios, in: ORF-Almanach. 1983. S. 113-170. Überblick über die Fernsehregionalisierung und die Hörfunklokalisierung des Österreichischen Rundfunks sowie die Arbeit in den Landesstudios.
- Werner Lauff: Die audiovisuelle Kommunikation ist frei. Rundfunk in Frankreich nach der '82er Reform. T. 4, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 3. S. 73-74.
- Gunthar Lehner: Regionalisierung im Hörfunk. Entwicklung und Problematik, in: Kommunikationspolitik in Forschung und Anwendung. Festschrift für Franz Ronneberger. Düsseldorf 1983. S. 233-239.
- John A Lent: Mass media in East Malaysia and Brunei, in: Gazette. Vol. 30. 1982. Nr. 2. S. 97-108.
- Winfried B. Lerg: Alliiertes Psychokrieg am Niederrhein 1944/45. Aus den Erinnerungen eines Vernehmungsoffiziers. Ein Beitrag zur Kommunikatorgeschichte, in: Die Zeitung als Persönlichkeit. Festschrift für Karl Bringmann. Düsseldorf 1982. S. 195-230.
- Wolfgang Lintf: In gesprochener Sprache. Plattdeutsche Nachrichten von Radio Bremen, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 2/3. S. 36-37.
- Lothar Loewe: Erfahrungen bei der Fernseh-Berichterstattung aus der DDR, in: Zweimal Deutschland seit 1945 in Film und Fernsehen. Bd. 1. Von der Wochenschau zum aktuellen Fernsehen. München 1983. S. 295-311.

- Ernst Loewy: Exil und Rundfunk. Ein Überblick, in: Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945. Hamburg 1981. S. 145-159.
- Angie Mason: Local radio and education, in: Media in education and development. Vol. 15. 1982. Nr. 4. S. 167-170. Über das Bildungsprogramm des englischen Independent Local Radio (ILR) der Independent Broadcasting Authority.
- Vijaya Mulay: Educational television in India, in: Media Asia. Vol. 9. 1982. Nr. 4. S. 221-225.
- Conrad Pütter: Emigranten im Rundfunk während des Zweiten Weltkriegs, in: Das Fernsehspiel im ZDF. H. 40. 1983. S. 86-88.
- Conrad Püttner: Der "Sender der Europäischen Revolution" im System der britischen psychologischen Kriegführung gegen das "Dritte Reich", in: Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945. Hamburg 1981. S. 168-180.
- Siegfried Quandt: Geschichtswissenschaft und Massenmedien. Grenzgänge zwischen Zünften, in: Geschichte fernsehen. Nr. 2. 1983. S. 30-31. Über Gründung und Konzept der Arbeitsgemeinschaft Geschichtswissenschaft und Massenmedien.
- Radio 3 stellt sich vor. (9 Beiträge), in: Südfunk. 1983. H. 4. S. 3-4, 18-19. Radio 3 ist das aus (Pop-)Musik und unterhaltender Information zusammengestellte 3. Hörfunkprogramm des Süddeutschen Rundfunks.
- Miroljub Radojkovic: Sacral subject of social communication: the church in contemporary mass media systems, in: Gazette. Vol. 30. 1982. Nr. 1. S. 25-37.
- Heide Riedel: Das aktuelle Informationsangebot im Fernsehen der DDR, in: Zweimal Deutschland seit 1945 in Film und Fernsehen. Bd. 1. Von der Wochenschau zum aktuellen Fernsehen. München 1983. S. 279-291.
- Gerd Roscher: Blick zurück: Radio im Widerstand 1923 bis 1945, in: Frequenzbesetzer. Arbeitsbuch für ein anderes Radio. Reinbek bei Hamburg 1983. S. 82-105.
- Paul Roth: Die Medienpolitik der Mongolischen Volksrepublik, in: Die Zeitung als Persönlichkeit. Festschrift für Karl Bringmann. Düsseldorf 1982. S. 183-193. Zur Entwicklung der Massenmedien in der Mongolei von 1900 bis 1981.
- Helmut S. Ruppert: Kirchenfunk in einem vielsprachigen Sender. Die "Deutsche Welle" berichtet in 34 Sprachen, in: Communicatio socialis. Jg. 16. 1983. Nr. 1. S. 58-68.
- Irmela Schneider: Radio-Kultur in der Weimarer Republik. Einige Überlegungen, in: Sprache im technischen Zeitalter. 1983. H. 85. S. 72-88.
- Wolfgang Seifert: Musik im Rundfunk, in: Beiträge zur Musikkultur in der Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg und Wilhelmshaven 1982. S. 333-354.
- Mikio Shimizu: 30 years of Japanese TV in figures and tables, in: Studies of broadcasting. Nr. 19. 1983. S. 120-129.
- Anne Marie Speyer: Educational radio: the Brazilian experience, in: Media in education and development. Vol. 16. 1983. Nr. 1. S. 4-9.
- Christian Stelzer: Das Mediensystem in der VDR Jemen, in: Neue Deutsche Presse. Jg. 37. 1983. H. 3. S. 26-27.
- Erich Strassner: Fernsehnachrichten in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik, in: Zweimal Deutschland seit 1945 in Film und Fernsehen. Bd. 1. Von der Wochenschau zum aktuellen Fernsehen. München 1983. S. 255-276.

- Martin S. Svoboda: Vom Standfoto zur "Tagesschau", in: Zweimal Deutschland seit 1945 in Film und Fernsehen. Bd 1. Von der Wochenschau zum aktuellen Fernsehen. München 1983. S. 125-145. Erinnerungen an den Beginn der Tagesschau seit 1951. Mit Anmerkungen von Elgo Lampel: Beitrag zum Svoboda-Referat - aus der Sicht eines ZDF-Redakteurs.
- Karl Tetzner: Walter Bruch wird 75 Jahre, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 4. S. 83-87.
- Unofficial Broadcasting for politics, profit, and pleasure. Kim Andrew Elliott, John A. Campbell, Glenn Hauser, and Jonathan Marks, in: Gazette. Vol. 30. 1982. Nr. 2. S. 109-120. Eine internationale, historische Übersicht.
- Heinrich Vormweg: Zur Überprüfung der Radiotheorie und -praxis Bertolt Brechts, in: Drama und Theater im 20. Jahrhundert. Festschrift für Walter Hinck. Göttingen 1983. S. 177-189. Am Beispiel von Brechts "Radiolehrstück" "Der Ozeanflug".
- Brigitte Weyl: Zur historischen Entwicklung medienpolitischer Tendenzen der UNESCO, dargestellt an den Beschlüssen ihrer Generalkonferenzen 1946-1980, in: Die Zeitung als Persönlichkeit. Festschrift für Karl Bringmann. Düsseldorf 1982. S. 107-121.
- Egon Wolff: Herr Dr. Dietrich Jazz. 70 Jahre alt, 40 Jahre Mikrofon, 35 Jahre beim WDR: Ein Pensionär namens Schulz-Köhn, in: WDR print. Nr. 85. 1983. S. 16.

BESPRECHUNGEN

Claudia Marwede-Dengg: Rundfunk und Rundfunkpolitik in Bayern 1922-1934. München, Phil.Fak., Diss. vom 16.12.1980 (Altendorf: D. Gräbner 1981), 287 Seiten.

Die hier angezeigte Arbeit, eine von Wolfgang Langenbacher betreute kommunikationswissenschaftliche Promotionsschrift, ist zwar im Buchhandel nicht erhältlich, liegt jedoch in einer Fotodruck-Ausgabe vor. Aus diesem Grund mochte sich der Verleger der Reihe "Rundfunkforschung" des Studienkreises Rundfunk und Geschichte leider nicht mehr zu einer Veröffentlichung entschließen. Die Untersuchung liegt auf der Linie der medienhistorischen Organisationsmonographien. Beschrieben wird die Entstehung (1922) und Entwicklung der Bayerischen Rundfunkgesellschaft in München bis zu ihrer Auflösung als selbständiger Rundfunkbetrieb und ihrer Gleichschaltung zu einem "Reichssender" im Jahre 1934. Nicht oft genug kann wiederholt werden, daß kommunikationsgeschichtliche Gesamtdarstellungen eines Mediensystems, sei es nun das Presse-, Kino- oder Rundfunkmedium, solcher Monographien dringend bedürfen, ganz abgesehen davon, daß die Strukturen und Prozesse einer Medieninstitution, die Binnenorganisation der einzelnen Verlags-, Film- oder Rundfunkgesellschaft, ihrer Verwaltung, Technik, Produktion, ein eigenes Kommunikationssystem darstellt mit charakteristischen Abläufen. Diese Vorgänge sind historisch und deshalb bestimmten statistischen, soziographischen und biographischen Regeln unterworfen. Mediengeschichtliche Forschung wird diese Regeln und ihr Beziehungsgeflecht ermitteln, aufzeichnen und erklären. Die Rundfunkgeschichtsschreibung ist noch ein gutes Stück von ihrem Forschungsdesiderat entfernt, für jede der 1923/24 entstandenen ersten deutschen Rundfunkgesellschaften über eine solche Medienmonographie zu verfügen. So fehlen noch immer Arbeiten über die Berliner, die Breslauer, die Hamburger und die Königsberger Rundfunkgesellschaften sowie über die "Deutsche Welle". Die Arbeiten über die Gesellschaften in Frankfurt, Köln (Bierbach: noch unveröffentlicht), Leipzig, München und Stuttgart sind naturgemäß wissenschaftlich sehr ungleichwertig. Dennoch sind sie unentbehrlich, und sei es, wie im Fall München, daß eine ältere, auf einer zeitbedingt mangelhaften Quellengrundlage erarbeitete Studie (Schreiber 1949) zur Replikation mit neuen und besseren Quellen nachgerade herausforderte. Man muß nun nicht gleich in den akademischen Porzellanladen einfallen und die zarten allegorischen Figuren "Wissenschaftsfreiheit" und "Forschungsplanung" mutwillig gefährden, um einmal einen Gedanken auf inhaltliche und förmliche Mindestanforderung an (historische) Medienmonographien zu verwenden. Glücklicherweise werden gewisse Standards mit der Zeit gelernt - vielleicht sogar aus Rezensionen, vielleicht auf den Doktorandenkolloquien des Studienkreises in Grünberg.

Die Untersuchung von Claudia Marwede-Dengg ist insgesamt gelungen. Besonders hervorzuheben ist ihr Versuch, aus einem kommunikationspolitischen, systemtheoretischen Konzept rundfunkhistoriographische Anleitungen zu gewinnen, und zwar sowohl für ihre Methode als auch für ihre kritische Skizzierung der Quellenlage und des Forschungsstandes und endlich für ihre Darstellung selbst. Diese Darstellung folgt einmal einem genetischen, streng organisationsgeschichtlichen Faden, das andere Mal schimmert die Kräftepiel-Parabel wieder etwas durch, wenn es um den "Rundfunk als Objekt widerstreitender staatlicher, regionaler und gesellschaftlicher Interessen" geht; in diesem letzten Abschnitt werden die Programmüberwachung, die Regionalisierung und - exemplarisch für gesellschaftliche Einflußprozesse - die kirchliche Rundfunkarbeit in Bayern geschildert. Besonders vermißt man biographische Informationen. Im Anhang teilt die Verfasserin einige Dokumente mit, darunter die Genehmigungen vom 21.11.1923 und vom 30.12.1927. Ihre Quellen fand sie vor allem im Archiv der Oberpostdirektion München und im Staats- und im Stadtarchiv München, außerdem war sie fündig im Bundesarchiv, im Deutschen Rundfunkarchiv und in einigen kirchlichen Archiven. Hier sei ausdrücklich noch einmal erwähnt, daß die Akten im Archiv der Oberpostdirektion München (Akten der Abteilung München des Reichspostministeriums mit den Berichten des Rundfunkkommissars des Reichspostministers) einen ausgezeichneten Spiegel für die Originalakten des Reichspostministeriums abgeben, die sich in der DDR befinden und dort nicht für jedermann und zu jeder Zeit zugänglich gemacht werden.

Vielleicht läßt sich der Bayerische Rundfunk doch noch einmal für die Veröffentlichung dieser soliden Studie über die Geschichte seiner ersten zehn Jahre gewinnen. Die Autorin wäre dann womöglich auch zu kleinen redaktionellen Überarbeitungen bereit, - beispielsweise zur genaueren Belegung ihrer These, daß der Bayerische Rundfunk niemals Mitglied der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft geworden sei. Der Rezensent vertritt in seinem Buch (Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik. München 1980, S. 346) dagegen die These, daß die Münchner Rundfunkgesellschaft der RRG beigetreten sei, und zwar unter Hinweis auf einen entsprechenden Beschluß der Gesellschafterversammlung der Bayerischen Rundfunk GmbH vom 26. März 1931; nun müssen Beschlüsse ja nicht immer ausgeführt werden. Jedenfalls wurde ein Aktenvermerk des Verwaltungsdirektors des Bayerischen Rundfunks vom 11.6.1931 so ausgelegt, als sei der Beschluß praktisch vollzogen. Aber, ein wenig gegen den Strich gelesen, ließe sich dieser Vermerk auch als Argumentationshilfe für einen noch zu vollziehenden Beitritt des Bayerischen Rundfunks zur Reichs-Rundfunk-Gesellschaft interpretieren. Claudia Marwede-Dengg hat zweifellos den besseren Aktendurchblick, und mit eben diesen Kenntnissen wird es ihr ein leichtes sein, ihre vierzehn Zeilen (auf Seite 119, Abs. 2) noch einmal eines quellenkritischen Blicks zu würdigen. Die MITTEILUNGEN stehen ihr für eine Erörterung dieser Frage offen.

Winfried B. Lerg

Michael Tracey: Das unerreichbare Wunschbild. Ein Versuch über Hugh Greene und die Neugründung des Rundfunks in Nordwestdeutschland nach 1945. Köln, Kohlhammer - Grote 1982, 136 Seiten. (Annalen des Westdeutschen Rundfunks, hrsgb. v. Walter Först, Band 5)

Michael Tracey arbeitet seit längerem an einer Biografie von Hugh Carleton Greene, die in Kürze erscheinen dürfte. Der Engländer Greene, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst Chief Controller und anschließend erster Generaldirektor des von den Briten gegründeten NWDR, kann als die Schlüsselfigur in der Nachkriegsgeschichte des deutschen Rundfunks gelten; das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem der späteren Bundesrepublik ist, so wie es konzipiert wurde, ohne ihn nicht denkbar. Deshalb verspricht jede Beschäftigung mit seiner Person und seinem Werk Einblicke in die Motive und Verfahrensweisen der neueren deutschen Rundfunkentwicklung.

Der vorliegende Band kann als "Nebenprodukt" der biografischen Arbeiten Traceys gelten. Ausgehend von der aktuellen Beobachtung, daß die politischen Parteien durch ihre Einflußnahme das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem inzwischen weitgehend unterwandert und damit Greenes Konzeption ausgehöhlt haben, geht Tracey der Hypothese nach, daß die parteipolitische Indienstnahme des Rundfunks schon in den ersten Nachkriegsjahren begonnen habe. So war nach Traceys Auffassung Greenes Versuch, den Rundfunk in Deutschland nach dem Muster der BBC zu erneuern, von vornherein zum Scheitern verurteilt; eine typisch deutsche Mischung aus parteipolitischem Machtdenken, publizistischer Unduldsamkeit und dem Fehlen liberaler Traditionen machten Greenes Wunschbild unerreichbar.

Tracey schildert im wesentlichen die Zeit vom 1. Oktober 1946 (Greenes Berufung zum Chief Controller) bis zum 18. August 1950, an dem der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Karl Arnold erstmals öffentlich eine eigene Rundfunkanstalt für sein Bundesland - und damit die Auflösung des NWDR - forderte. Neben Greenes Wirken beim NWDR umfaßt dieser Zeitraum den schrittweisen Rückzug der Briten aus der Rundfunkanstalt und die ersten beiden Amtsjahre des ersten deutschen Generaldirektors Adolf Grimme.

Grundlage von Traceys Darstellung sind vor allem die bislang unzugänglichen Akten der ISC (Information Service Control) und der ISD (Information Services Division), zweier Institutionen der britischen Besatzungsverwaltung, denen zunächst die Kontrolle und später die Beobachtung des NWDR oblag. Insgesamt sind dies eine Fülle von Berichten, Analysen und Memoranden verschiedener - und z.T. unterschiedlich orientierter - Autoren, die ein breites Spektrum von Problemen (politische, kulturelle, publizistische und vor allem personelle) behandeln. Wenn man bedenkt, daß Tracey darüber hinaus auch persönliche Aufzeichnungen und Briefe Greenes erstmals auswerten konnte, möchte man seine Quellenbasis beinahe als ideal bezeichnen. Beinahe - denn es ist nicht zu übersehen, daß die Quellen vorzugsweise die britische Perspektive wiedergeben, die gewiß wichtig ist, jedoch nicht die einzig wichtige. Leider hat Tracey darauf verzichtet,

die inzwischen zahlreich verfügbaren Quellen und Darstellungen aus deutscher Sicht in seiner Arbeit zu berücksichtigen.

Das von Tracey ausgewertete - und sehr ausgiebig zitierte - Quellenmaterial verlangt auch in anderer Hinsicht eine Einschränkung, die überraschen mag: es ist ganz überwiegend personenbezogen. Wer über Lebenslauf und Lebenswandel, Charakterzüge und Umgangsformen, Naturell und Temperament beteiligter Personen etwas erfahren möchte, wird reichlich bedient, ob es sich um Adolf Grimme handelt oder um Heinrich Raskop, um Eberhard Schütz oder um Herbert Blank, um Willi Troester oder Karl Eduard von Schnitzler. Der Leser kann nicht entscheiden, ob die personenorientierte und teilweise stark psychologisierende Betrachtungsweise ein Merkmal der Quellen selbst ist oder nur der Auswahl Traceys; in der präsentierten Form vermitteln sie jedenfalls den Eindruck einer übertriebenen Personalisierung, die eine gewisse Blindheit für strukturelle und situative Faktoren - seien sie politischer, kultureller oder publizistischer Art - einschließt. Endgültig wird sich dies erst beurteilen lassen, wenn Traceys Quellen publiziert vorliegen; seine eher beliebige Zitieretechnik, die durchgängig auf Bestandsverweise, meist auf die Angabe von Daten und häufig auf die Nennung des jeweiligen Autors verzichtet, erleichtert es nicht, den Stellenwert einzelner Quellenausschnitte einzuschätzen. Da Anmerkungen ebenso fehlen wie ein Quellenverzeichnis, sieht man sich auf lange Strecken "herrenlosen Zitaten" gegenüber, deren Gewicht sich - wenn überhaupt - oft nur mühsam erschließen läßt. Auch der von Wolfgang Horn besorgte Anhang kann diese Lücken nicht vollständig schließen. Etwas mehr "Wissenschaftlichkeit" hätte die Nachvollziehbarkeit und die Lesbarkeit von Traceys Darstellung keineswegs verschlechtert.

Dennoch erbringt die Lektüre des Buches einige neue Erkenntnisse, zumal dort, wo es um Personen und deren Beziehungen geht. So sind die Schwächen Grimmes und seiner Amtsführung nie deutlicher erkennbar geworden als in Traceys Darstellung, die seine mangelhafte Menschenkenntnis, seine fehlende Kooperationsfähigkeit und seinen bürokratischen Führungsstil deutlich macht. Auch für Grimmes Dauerkonflikt mit dem ersten NWDR-Verwaltungsvorsitzenden Raskop liefert das Buch neue Einsichten. Offensichtlich wurde dieser Konflikt eher von der Unvereinbarkeit zweier Personen als von politischer Rivalität genährt - eine Tatsache übrigens, die Traceys Hypothese vom schnellen Eindringen der Parteipolitik in den NWDR nicht gerade untermauert. Wichtiger erscheint demgegenüber, was Tracey zu einem anderen rundfunkpolitischen Aspekt zusammenträgt. Sehr anschaulich teilt sich dem Leser das offensichtliche Umschlagen des politisch-publizistischen Klimas mit, das mit der Gründung der Bundesrepublik und mit dem "Kalten Krieg" auch den NWDR erreichte; dieser Klimawechsel fand in der zunehmenden Denunziation aller radikal-demokratischen Tendenzen als "kommunistisch" ebenso seinen Ausdruck wie in der wachsenden Großzügigkeit gegenüber Personen und Positionen "mit nationalsozialistischer Vergangenheit".

Überzeugende Belege für seine Eingangshypothese, schon in der Phase 1946-1950 habe der Zugriff der Parteien auf den Rundfunk

- "die Aufteilung des NWDR zwischen SPD und CDU" - begonnen, muß Tracey indessen schuldig bleiben. Zwar machte die von Greene mit deutscher Beteiligung entworfene NWDR-Satzung Parteeinflüsse durchaus möglich, sie wurde jedoch bis 1950 noch nicht in diesem Sinn ausgenutzt. Allenfalls deuteten Pressekampagnen um den NWDR in Parteizeitungen bevorstehende Interessenkonflikte an. Eher zeigen sich Unsicherheiten unerfahrener und teilweise ungeeigneter Personen im Umgang mit einem ungewohnten Massenmedium, dessen publizistische Zielsetzung und rechtliche Struktur in Deutschland - leider! - eine andere Tradition hatte als in Großbritannien. So ist Traceys Fazit durchaus zuzustimmen: "Grundsätzlich lebt jede öffentliche Rundfunkanstalt davon, daß sie politisch erwünscht ist", und "nur die selbstbewußtesten Gesellschaften, die abgesichertsten politischen Systeme sind gewillt, der unabhängigen Meinung eine gewisse Freiheit zu garantieren." - Daran hat sich nichts geändert.

Dieter Roß

Rupert Scholz: Rundfunkeigene Programmpresse? - Berlin 1982, Duncker & Humblot (= Schriften zu Kommunikationsfragen, Bd. 1), 83 Seiten

Die mit dem Titel kokett gestellte Frage wird dem Auftraggeber, der "Stiftervereinigung der Presse" des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger, selbstverständlich auch beantwortet. Und nicht nur eine entschiedene, auch die erwartete Antwort muß es sein. Das haben Gefälligkeitstraktate eben so an sich, und niemand kann etwas dagegen haben, wenn eine medienpolitische Position bezogen und - mangels besserer, beispielsweise wissenschaftlicher - mit juristischen Argumenten verteidigt wird.

Bisweilen sind bewegte Klagen zu hören, jenes *genus judicativum* nehme in der medienpolitischen Rhetorik zu sehr überhand, was in der Tat, soll von publizistischer Kultur die Rede sein, nicht eben für deren demokratische Reife sprechen würde, - wie Studenten der Sozialgeschichte schon im ersten Semester lernen. Die Verrechtlichung des öffentlichen Lebens nimmt ständig zu, und gerade diejenigen gesellschaftlichen Institutionen, die Medieneinrichtungen, die alles gegen eine solche Entwicklung haben müßten, spielen eifrig in dieser *Judex*-Serie mit.

Für die in dem vorliegenden Gutachten aufgeworfene Frage, hier "Problemstellung" genannt, ob die in der Bundesrepublik Deutschland als Anstalten öffentlichen Rechts organisierten Rundfunkeinrichtungen auch Programmzeitschriften verlegen dürfen, wird allerdings von dem Pressejuristen nicht etwa das Wettbewerbsrecht bemüht; da genügen zwanzig Zeilen einer Fußnote (S. 11, Anm. 2). Nein, hier muß sogleich das ganz große, verfassungsrechtliche Rad in Schwung gesetzt werden. Schließlich haben das seine Kontrahenten, die Rundfunkjuristen, seit vielen Jahren vorgemacht, indem sie in penibler Auslegungsarbeit ein rechtspolitisches Paradigma zur herrschenden Lehre stilisiert haben, das mit dem Schlagwort von der "Publizistischen Gewaltenteilung" propagiert wird; nichts anderes ist gemeint, wenn der Gutachter

in seinem Vorwort mit einem schon heideggersch anmutenden Spaßwort ein "organisatorische(s) Trenngefüge (sic!) von privatwirtschaftlich verfaßter Presse und öffentlich-rechtlich strukturiertem Rundfunk" beschreibt.

Jahrzehntelang sind die höchsten Richter und die meistzitierten Grundrechtskommentatoren, sogar die (herrschenden) Rundfunkrechtslehrer und ihre (aufstiegsbewußten) Schüler auf der Ideologie einer "Publizistischen Gewaltenteilung" abgefahren, - ab wie die Post, gewissermaßen. Die Presse sollte beim Rundfunk keinen Fuß zwischen die Tür bekommen. Indes, der Tag des Zorns, der langersehnte, stand ins Verlagshaus. Die Rundfunkjuristen mit ihrem eigenen, wirksamen und wohlklingenden Schlagwort treffen zu können, dazu bot sich die denkbar beste Gelegenheit, als eine "rundfunkeigene Programmpresse" - wieder einmal - ins medienpolitische Gespräch kam (siehe auch MITTEILUNGEN Nr. 1/1983, S. 2 f).

Als erstes Ergebnis versichert der Gutachter seinem Auftraggeber, daß eine von den Rundfunkanstalten herausgegebene Programmzeitschrift "grundsätzlich die Grenzen der Rundfunkfreiheit gemäß Artikel 5 I 2 GG" überschreite (S. 81). Aus diesem Diktum spricht das ganze Elend der rechtspolitischen Spielereien, die seit Jahr und Tag mit dem Artikel 5 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland getrieben werden. Dabei steht das Schlagwort "Publizistische Gewaltenteilung" ungefähr auf der gleichen agitatorischen Stufe mit dem Wort "Politische Säuberung"; beide hören sich schön ordentlich an, so richtig ordnungspolitisch. Doch während beim letztgenannten sein rhetorischer Sinn spätestens seit Joseph Fouché durchschaut ist, geht die Flugrede von jener ominösen "Gewaltenteilung" auch solchen Medienmissionaren leicht von den Lippen, die eigentlich besser wissen sollten, daß ein Grundrecht wie die Kommunikationsfreiheit unteilbar ist. Diese Publikative ist eben kein noch so autoritativ konstruiertes "Trenngefüge". Vor dem Grundgesetz einer parlamentarischen Demokratie sind nicht nur alle ihre Bürger, sondern auch alle Medien gleich. Hitlisten unterschiedlicher "Medienfreiheiten" sind so recht nach dem Geschmack eines staatspublizistischen Opportunismus.

Winfried B. Lerg

PS: ARD und ZDF brauchen vielleicht gar keine eigene Programmzeitschrift. Aber da sollten sie selber drauf kommen.

Arthur Asa Berger: Media analysis techniques. Beverly Hills - London - New Delhi 1982, Sage Publications (= The Sage CommText Series, Vol. 10), 160 Seiten

Die im Titel versprochenen "Techniken der Medienanalyse" stellen sich bei näherem Hinsehen als Methoden zur Interpretation von Medientexten heraus; Titel sind Verkaufshilfen und deshalb immer Un-Glückssache.

Bei den Doktorandenkolloquien des Studienkreises Rundfunk und Geschichte kommt es beinahe regelmäßig zur Sprache; die Beiträge

zur Kölner Jahrestagung 1981 zum Thema "Programmgeschichte des Rundfunks" haben es spüren oder gar erkennen lassen: das Problem des programmanalytischen Fragens. Was bedeuten bestimmte Formen und bestimmte Inhalte in Geschichte und Gegenwart? Das forschungspraktische Problem der Methode, des Weges zur programmanalytischen Antwort, um den jeweils vermittelten Sinn zu entdecken, bleibt dagegen oft hinter dem Argument verborgen, die Methode sei doch wohl unstrittig. Den schicken Ansatz oder das frisch gewechselte Paradigma hat man eben - oder auch nicht; jedenfalls bedarf derlei theorieverdächtiges Beiwerk keiner Diskussion mehr. Wer an seiner beseligenden methodologischen Selbstsicherheit und Zuversicht nicht rütteln lassen möchte, sollte darum einen weiten Bogen um das hier angezeigte Buch machen. Wie gesagt, was im Titel als "Techniken" ausgegeben wird, sind keine, sondern, erkenntnistheoretisch gesprochen, ausnahmsweise einmal wirklich "Methoden". Mit "Analyse" sind - mit zwei Ausnahmen - hermeneutische Interpretationsverfahren gemeint, und die "Medien" stehen, wie so oft und ungenau, für Medienaussagen, für die Formen und Inhalte der Medienproduktion.

Arthur Berger ist Professor für Rundfunkkunde an der San Francisco State University und hat über Comics, Film, Fernsehen und über Populärkultur gearbeitet, orientiert am literaturwissenschaftlichen New Criticism. In dem vorliegenden Buch versucht er aus einer methodologischen Not eine didaktische Tugend zu machen, indem er den methodisch reichlich hybriden New Criticism einmal in seine theoretischen Elemente zerlegt und diese je einzeln als Erklärungsverfahren für Medienaussagen vorstellt. Dabei ist so etwas wie ein Mehrmethodenkonzept entstanden. Sein forschungspraktischer Nutzen liegt vor allem darin, daß diese Erklärungsverfahren sowohl einzeln als auch kombiniert verwendet werden können, wenngleich die Kombination ihre Fähigkeiten birgt. Vier solcher Verfahren bietet Berger in seinem ersten Teil an: 1. die Zeichentheorie (semiotischer Observanz), 2. den dialektischen Materialismus (Marx'scher Observanz), 3. die Psychoanalyse (Freud'scher Observanz) und 4. die Soziologie (analytischer und verstehender Observanz). In seinem zweiten Teil führt er die praktische Anwendung vor. Untersucht werden von ihm exemplarisch: der Kriminalroman "Mord im Orient-Express" von Agatha Christie, das amerikanische Fußballspiel (football), Anzeigen in der Frauenzeitschrift "Vogue" und das Programm der amerikanischen Hörfunkgesellschaften mit Nur-Nachrichtenprogrammen (all-news radio stations). Dieser zweite Teil fällt weit hinter den Anspruch des ersten Teils zurück, denn Berger interpretiert sein Material sofort mit nicht eigens beschriebenen Kombinationen seiner vier Methoden, ohne sie erst einmal einzeln anzuwenden. Unversehens zeigt sich der wissenschaftliche Pferdefuß: Gleiches Untersuchungsmaterial läßt sich, je nach Erklärungsverfahren, unterschiedlich interpretieren. Das freilich sieht nicht gerade wie ein besonders hinreißendes Ergebnis aus. Der Zirkelschluß, das logische Dilemma einer jeden Interpretation und charakteristisch für den New Criticism (und seine europäischen Varianten), wäre erst dann überwunden, wenn dasselbe Untersuchungsmaterial, mit verschiedenen Verfahren studiert, den gleichen Sinn ergeben würden. Von derlei Überlegungen ist Berger ein gutes Stück entfernt. Sozialwissenschaftliche Methoden sind ohnehin seine Stärke nicht, und das Kapitel über die soziologischen Erklärungsverfahren - angeführt werden

der Nutzenansatz und die klassische Inhaltsanalyse - macht eher schon den Eindruck einer Pflichtübung, - einer gekonnten immerhin. Das mag hingehen, denn in der gleichen Schriftenreihe der Sage Publications ist der methodologische Einführungstext zur Aussageanalyse (Content analysis. 1980) von Klaus Krippendorf als Band 5 erschienen; die deutschsprachige Literatur zur Aussageanalyse ist übrigens neuerdings recht vielversprechend geworden. Berger spart manches aus, darunter alle sozialpsychologischen Erkenntnisse neben der Psychoanalyse.

Was er als benutzte oder weiterführende Literatur angibt, ist für deutschsprachige Leserinnen und Leser unerheblich. Manches liegt auch in deutschen Ausgaben vor, besonders die ideologiekritischen Klassiker. Das meiste ist mühelos gegen medienkritische Traktate austauschbar, wie sie in den siebziger Jahren auch hierzulande en masse erschienen sind. Was dieses einfache Lehrbuch empfiehlt, das ist das im ersten Teil als Kritik der Kritik ausgebreitete Methodenspektrum, auf dem sich synchronische wie diachronische Medienaussageforschung über den theoretischen Standort von Bedeutungsinterpretation und -analyse der Presse-, Bild-, Film- und Programminhalte (und -formen) orientieren kann.

Winfried B. Lerg

Iain Sproat: Wodehouse at War. (Umschlaguntertitel:) The extraordinary truth about P.G. Wodehouse's broadcasts on Nazi radio. London, Milner and Company 1981, 167 Seiten

Der britische Publizist und konservative Politiker Iain Sproat, parlamentarischer Staatssekretär im Handelsministerium, war schon immer ein Wodehouse-Fan, ein glühender Verehrer des englischen Unterhaltungsschriftstellers Pelham Grenville ("Plummy") Wodehouse (1881-1975), zeitweise sogar Präsident einer Oxford University P.J. Wodehouse Society. Im Jahre 1972 hatte er dem damaligen Premierminister Edward Heath vorgeschlagen, den neunzigjährigen in den USA lebenden Schriftsteller in den Adelsstand zu erheben. Sein Vorschlag wurde abgelehnt mit vagen Andeutungen über das Verhalten von Wodehouse während des Zweiten Weltkriegs. Sproat wollte es genau wissen und begann nachzuforschen. Erst 1980, acht Jahre darauf - Wodehouse war inzwischen 1974 doch noch geadelt worden, aber sechs Wochen später, am 14. Februar 1975 gestorben - gewährte das britische Innenministerium Sproat endlich Einsicht in die bis dahin geheimgehaltenen Wodehouse-Akten. So konnte er zum 100. Geburtstag seines literarischen Mandanten in einem Beitrag für das britische Nachrichtenmagazin "Now!" (No. 3/6.2.1981) seine öffentliche Ehrenrettung beginnen und den Nachweis führen, daß P.G. Wodehouse kein schäbiger Landesverräter gewesen ist, als er am 27. Juni 1941 dem CBS-Korrespondenten in Berlin, Harry W. Flannery, ein Interview gewährt hatte und dem deutschen Kurzwellsender fünf Plaudereien auf Wachsplatte gesprochen hatte, die im Juni, Juli und August 1941 gesendet worden sind; (vgl. WBL: P.G. Wodehouse im deutschen Kurzwellsender 1941 oder: über die Korruptierbarkeit der Unpolitischen, in: MITTEILUNGEN, 8. Jg., Nr. 3/Juli 1982, S. 107-112). Entscheidend für eine gerechte

Beurteilung von Wodehouses Verhalten war selbstverständlich die Kenntnis dessen, was er tatsächlich damals gesagt hat. Die zeitgenössischen, sehr heftigen Auseinandersetzungen in England basierten auf Zitatfragmenten. Immerhin gelangten die Behörden noch während des Krieges zu der Auffassung, daß für eine Strafverfolgung von Wodehouse keine zureichenden Gründe vorlägen. Gleichwohl blieben die Wodehouse-Akten im Innenministerium über mehr als fünfunddreißig Jahre unzugänglich, und eine amtliche Erklärung oder Rechtfertigung wurde bis heute nicht veröffentlicht.

Über die Gründe kann Sproat auch nur Vermutungen anstellen. Jedenfalls gelingt ihm mit seinem Buch eine plausible Darstellung des Sachverhalts und eine gerechte, zurückhaltende Beurteilung. Seine biographische Skizze konzentriert er auf die Jahre 1940-1944. Er benutzt dazu vorliegende Biographien, wie die von Frances Donaldson und David Jasen (freilich ohne sie zu zitieren), eigene Recherchen, Gesprächsnotizen mit Zeitzeugen, darunter mit Werner Plack, einem ehemaligen Beamten im Berliner Auswärtigen Amt. Zahlreiche Archive in Europa und in den USA haben Auskünfte beigetragen, darunter die deutsche Botschaft in London, das Politische Archiv des Auswärtigen Amts Bonn und das Bundesarchiv Koblenz. In dem umfangreichen Anhang werden Erklärungen von Wodehouse und von seiner Frau sowie ein Bericht des Major E.J.P. Cussen vom britischen Geheimdienst wiedergegeben, vor allem jedoch die vollständigen Texte der fünf Plaudereien für den Deutschen Kurzwellensender, ausgewiesen als "official transcripts made by the German Foreign Office"; leider fehlen weitere Quellenangaben, auch für die übrigen im Text und im Anhang wiedergegebenen oder zitierten Dokumente. So ist beispielsweise nicht erkennbar, wann die Transskripte des deutschen Auswärtigen Amts entstanden sind; bekommen hat er sie offenbar vom Politischen Archiv des Auswärtigen Amts. Die Sendedaten waren nach den Unterlagen des BBC-Abhördienstes:

Sendedatum	Programm	Titel
28.6.1941	Nordamerika	Talk 1
01.7.1941	Asien	Talk 1 (Wiederholung)
02.7.1941	Nordamerika	Talk 1 (Wiederholung)
09.7.1941	Nordamerika	Talk 2
23.7.1941	Nordamerika	Talk 3
30.7.1941	Nordamerika	Talk 4
06.8.1941	Nordamerika	Talk 5
09.8.1941	England	Talk 1
10.8.1941	England	Talk 2
11.8.1941	England	Talk 3
12.8.1941	England	Talk 4
14.8.1941	England	Talk 5

Der Deutsche Kurzwellensender zahlte Wodehouse für seine fünf Talks ein Honorar von 250 Reichsmark.

Von den Texten gibt es übrigens (mindestens) zwei Versionen. Die britische Zeitschrift "Encounter" publizierte in ihren beiden Ausgaben von Oktober und November 1954 schon einmal die Berliner

Plaudereien von Wodehouse. Die Texte stammten von dem ehemaligen Chefredakteur des "Punch", Malcolm Muggeridge. Dieser hatte sie von Wodehouse selbst bekommen. Vermutlich wollte sich Wodehouse bei Muggeridge erkenntlich zeigen, denn dieser hatte, als Major des britischen Geheimdienstes, im Jahre 1944 dafür gesorgt, daß die Familie Wodehouse wieder aus der Haft, die sie nach der Befreiung von Paris erst einmal hatte über sich ergehen lassen müssen, entlassen wurde. Sproat vergleicht in einem neuerlichen Beitrag für die gleiche Zeitschrift (Encounter, Vol. LIX, Nos. 3-4/September-October 1982, S. 98-101) diese Texte von 1954 mit seinen Transkripten, die er aus dem deutschen Auswärtigen Amt bekommen hat, und stellt teilweise erhebliche Bearbeitungen, offenbar von Wodehouse, fest; er bietet Erklärungen dafür an, weshalb Wodehouse keinen Sinn für philologisch korrekte Überlieferung mehr aufbringen mochte. Vielleicht ist die eine oder andere Berliner Plauderei sogar schon in eine der zahlreichen deutschen Ausgaben geraten, und es wird den Wodehouse-Fans in diesem Lande, sofern sie philologisch interessiert sind, überlassen bleiben, die Originalfassung herauszufinden.

Winfried B. Lerg.

Jens M. Frost (Hrsg.): "World Radio TV Handbook". 37th Edition, Hvidovre/b. Kopenhagen 1983, 608 Seiten

Zwischen zwei kartonierten Buchdeckeln finden sich hier alljährlich bemerkenswerte 600 Druckseiten, eine Datei, angefüllt mit Frequenzzahlen, Adressen, Namen, Uhrzeiten, ja selbst den Noten von Pausenzeichen. Rund 4 000 Rundfunksender aus aller Welt sind in diesem Nachschlagewerk zusammengetragen, einmal nach Ländern geordnet, ein weiteres Mal nach Frequenzen und Wellenlängen. 220 Namen umfaßt allein das Länderregister - von Afghanistan über Mayotte bis Zimbabwe. Das World Radio TV Handbook (WRTH) erscheint nunmehr im 37. Jahr, herausgegeben von einem von seiner Materie Besessenen: Jens M. Frost, wohnhaft in einem kleinen Vorort von Kopenhagen. Der Herausgeber hat es im Lauf der Jahre erreicht, daß ein passionierter Hörer ferner Rundfunksender oder ein dienstlicher oder privater Wellenbummler heutzutage ohne das WRTH genauso wenig denkbar ist wie ein Reisender ohne Kursbuch und Flugplan.

Die Redaktion ist stets bemüht, dem Buch neben dem reinen Nachschlageteil auch einen Informationsteil mit gerade aktuellen Themen beizugeben. Im World Communications Year '83 findet sich ein interessanter Beitrag zu diesem von der UNO proklamierten Gedenkjahr von Willi Menzel, langjährigem wissenschaftlichem Mitarbeiter der Internationalen Fernmeldeunion. Einen Bericht über Sonnenaktivität im Jahr 1983 lieferte M. Waldmeier. Neben weiteren Textbeiträgen findet man einen ausführlichen Text des WRTH über leistungsfähige und preisgünstige Empfangsgeräte, hauptsächlich für den Fernempfang auf Kurzwelle.

In den fünfziger Jahren war das WRTH einige Zeit sogar in einer deutschen Ausgabe herausgekommen, damals betreut von Bodo H. Kettelhack. Später übernahm das Internationale Handbuch für

Rundfunk und Fernsehen des Hans-Bredow-Instituts in Hamburg für einige Ausgaben den internationalen Teil in Lizenz. Die heutige Auflage liegt bei 60 000 Exemplaren.

Das WRTH bildet zusammen mit einer empfangertechnischen Neuerung der letzten Jahre, der digitalen Frequenzanzeige, das Rüstzeug, um ferne Sender zielsicher aus dem Spektrum der Rundfunkwellen herauszufischen.

Reinhard Schneider